

Buchbesprechungen = Recensions = Recensioni

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte = Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie = Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia**

Band (Jahr): **64 (1981)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen / Recensions / Recensioni

Jean Pierre Mohen: L'Age du Bronze dans la région de Paris. Catalogue synthétique des collections conservées au Musée des Antiquités Nationales. Paris 1977.

Unter «région de Paris» versteht der Autor ein Gebiet von acht Départements, das sich von Nordwesten gegen Südosten über rund 150 km und von Nordosten gegen Südwesten über rund 120 km erstreckt. Seine und Marne sind die wichtigsten Flüsse in dieser Region, und in den beiden Flusstälern samt ihren randlichen Plateauanhöhen sind auch die Mehrzahl der von Pierre Mohen katalogisierten Funde der Bronzezeit zum Vorschein gekommen.

Ein erstes Kapitel des Buches behandelt die Fundumstände und zeigt, dass sich der Autor sehr um eine einwandfreie Identifikation der im Museum liegenden Gegenstände bemüht hat und dabei manche falsche oder fragliche Fundortsangabe feststellen konnte. Ein weit überwiegender Teil der Sammlung des Nationalmuseums von Funden aus dem behandelten Gebiet ist im letzten Jahrhundert entdeckt worden. Die – ebenfalls geschilderte – Denkmalsart der frühen Forscher und Sammler sowie deren Methoden erklären das fast vollständige Fehlen von Objekten aus anderem Material als Bronze. Erst in den letzten zehn Jahren kamen wesentliche Ergänzungen, wie Keramik, Siles u. a. m., hinzu. Sie stammen aus modernen Ausgrabungen, wie z. B. derjenigen von G. Bailloud in Videlles.

Im zweiten sehr ausführlichen Kapitel folgt eine detaillierte Klassifizierung der Objekte aufgrund weitgespannter Vergleiche. Die Frühbronzezeit ist durch eine verhältnismässig spärliche Zahl von Funden belegt. Typenvergleiche der Bronzen und der Keramik zeigen deutlich enge Beziehungen zum atlantischen Gebiet. Als Beispiel seien dicknackige Flachbeile, Dolchstabklingen und von Videlles sogar Keramik erwähnt. Daneben gibt es aber auch einige Zeugnisse für Kontakte mit östlich gelegenen Gebieten. Für den Beginn der Mittelbronzezeit deuten Absatzäxte und atlantische Schwerter, so vom Typ Tréboul-Saint-Brandan, darauf hin, dass sich die Verhältnisse kaum geändert haben. Das Depot von Sucy-en-Brie dient dem Autor dazu, die Besonderheiten der normannischen Absatzäxte der entwickelten und späten Mittelbronzezeit aufzuzeigen, dasjenige von Ville d'Avray die bretonischen Absatzäxte des Pariser Gebietes zu behandeln. Bei den normannischen Äxten wird überzeugend dargelegt, dass es sich bei solchen mit gerader Schneide und solchen mit gerundeter Schneide nur um verschiedene Ausarbeitungsstadien ein und desselben Typs handelt. Diejenigen mit geraden Schneiden zeigen noch die unüberarbeiteten Gussnähte, den dicken Nacken und andere Merkmale der Rohform. Die Schwerter der späten Mittelbronzezeit stammen vorwiegend von Baggerungen in der Seine; kein einziges aus einem Depotfund. Die Typen, z. B. rapierartige Formen, können wiederum vorwiegend mit atlantischen Stücken in Zusammenhang gebracht werden. Die verzierten Armringe, wie im Depot von Clayes-sous-Bois, glaubt der Autor gesamthaft als eigenständiges Produkt der Gegend ansprechen zu dürfen. Wie pro-

blematisch eine Beurteilung der kulturellen Zugehörigkeit allein aufgrund von Bronzen sein kann, bringt er mit Beispielen der kerbschnitt- und kerbstichverzierten Tonware von Videlles in Erinnerung, die Funden von Hagenau im Elsass sehr nahesteht. Dies hätte eigentlich zu noch etwas mehr Zurückhaltung bei gewissen Deutungsversuchen führen dürfen. – Die der Spätbronzezeit I zugewiesenen Funde zeigen deutlich die Stellung des behandelten Raumes zwischen atlantischer und kontinentaler Formenwelt, wobei z. B. Lanzenspitzen mit Ösen beim Blattansatz die erstere, gerippte Nadeln und fein kannelierte Keramik die letztere besonders deutlich erkennen lassen. Wie zu erwarten, dominieren westlich von Paris Verbindungen zum Atlantik, östlich jene zum Gebiet vom Rheinland bis zu den Westalpen. Von den Depots zeigen z. B. Choisy-le-Roi und Cannes-Ecluse die verschiedenen Einflüsse. Letzteres enthält auch Bronzen der Spätbronzezeit II nach Mohen. Diese bringt keine neuen Verhältnisse, ebensowenig die folgenden Phasen bis zur vollen Eisenzeit.

Es ist sehr verdienstvoll, dass mit dem hier besprochenen Werk ein sehr guter Kenner der französischen Bronzezeit einen wichtigen Teil der Sammlung des Nationalmuseums veröffentlicht hat. Die Darstellung ist weit mehr als ein blosser Katalog. Die aufwendige Ausstattung des Buches bedingt einen relativ hohen Preis, was die wohl mit den vorzüglichen Fotos und einigen textlichen Konzessionen für ein breiteres Publikum angestrebte breite Streuung verhindern könnte. Da nicht im Musée des Antiquités Nationales liegende Funde nur ausnahmsweise abgebildet sind, verlangt das volle Verständnis des Texts doch eine gute Kenntnis der wichtigsten Fundkomplexe bzw. manches Nachschlagen in anderer Literatur. Anstelle der auf das katalogisierte Gebiet beschränkten Karten wünschte man sich da und dort breitere Typenverbreitungskarten, bei den Zeichnungen der Gegenstände eine optisch direkt erfassbare Zusammenstellung der wenigen, sicher geschlossenen Fundkomplexe. Die Einteilung in wenige Zeitstufen ist verständlich. Die Spätbronzezeit II enthält z. B. Funde vom Charakter unserer Stufe HaA1 (Binningen), die Spätbronzezeit III bereits vorwiegend solche vom Charakter der späten Stufe HaB. Selbst für diese grobe Gliederung waren die Argumente keineswegs ohne Beizug der erwähnten weitreichenden Vergleiche beizubringen. Die Problematik der Depotfunde in diesem Zusammenhang hebt der Autor mit Recht hervor, und er ist sich auch bewusst, wie sehr neue Entdeckungen verbunden mit modernen Ausgrabungen das Bild noch verändern und verfeinern könnten. Der Versuch, bereits jetzt eine abgerundete Darstellung von allen Lebensbereichen zu geben, scheint dem Rezensent etwas gezwungen und damit ebenso unnötig wie die abschliessende Spekulation über die – eben doch unbekannte – grosse Vergangenheit von Paris. Diese leicht kritischen Töne betreffen aber eher Nebensächliches. Der interessierte Leser findet in Jean-Pierre Mohens Werk viel Anregung, wichtige Hinweise und ein äusserst wertvolles Grundlagenmaterial für weitere Studien.

Ulrich Ruoff

L. Pauli: *Der Dürrnberg bei Hallein III*. Auswertung der Grabfunde. Erster und Zweiter Teilband. Mit Beiträgen von I. Burger, A. Hartmann, H.-J. Hundt, M. Schultz, I. Schwidetzky, K. Zeller. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Band 18. C. H. Beck-Verlag, München 1978. 668 Seiten, 63 Abbildungen, 43 Tabellen, 27 Tafeln und 5 Beilagen, worunter eine Kombinationstabelle.

Der dritte Band der dreiteiligen Bearbeitung der hallstatt- und latènezeitlichen Gräber vom Dürrnberg bei Hallein in Österreich besteht aus einem Doppelband von insgesamt 668 Textseiten und umfasst die Auswertung der Grabfunde, die in den beiden vorausgehenden Katalogbänden 1972 und 1974 bereits vorgelegt wurden (vgl. dazu die Besprechung im JbSGU 60, 1977, 156).

Der erste Teilband wird allein von Ludwig Pauli bestritten. In den ersten Kapiteln behandelt er nach traditioneller Art Chronologie, Befund, Funde und archäologische Auswertung. Ihnen schliesst sich ein über hundertseitiger «Versuch einer historischen Auswertung» an, dem besondere Bedeutung beizumessen ist.

Die bis jetzt publizierten 120 Gräber, wobei ein Grab jeweils mehrere Bestattungen umfassen kann, gehören in die Stufen Hallstatt D1 bis Latène C. Sie ziehen sich somit genau über die Nahtzone dieser beiden Kulturepochen hinweg und dokumentieren einen Zeitabschnitt des Umbruchs, der sich für die Forschung in den letzten Jahren als besonders anregend erwiesen hat, was nicht zuletzt das Verdienst von L. Pauli ist.

Während der ganzen Belegungszeit wurden die Toten in Grabhügeln bestattet. In den Boden eingetiefe Flachgräber konnten nirgends festgestellt werden. Nur selten, und nicht auf eine Periode beschränkt, treten Brandbestattungen auf. Im Verlaufe von Latène A setzte die Sitte der Nachbestattung in bereits vorhandenen Hügeln ein und wurde in Latène B zur Regel, wo keine Primärgräber mehr angelegt worden sind. Ungeöhnlich hoch ist der Anteil an gleichzeitigen Mehrfachbestattungen, wie sie von Pauli postuliert werden. Sein Interpretationsvorschlag, es handle sich um im Winter Verstorbene, die erst beim Auftauen des gefrorenen Bodens beerdigt werden konnten (und vielleicht solange der konservierenden Wirkung des Salzes ausgesetzt werden mussten), ist ebenso originell wie wohl doch zu «funktionalistisch».

Auf über 250 Seiten wird der Besprechung der Funde ein breiter Platz eingeräumt. Die Fundgattungen (wie z. B. Nadeln, Fibeln, Kopfschmuck, Fingerringe, Schuhwerk usw.) werden einzeln behandelt und vorzugsweise in Gruppen aufgeteilt. Anschliessend erfolgt ein Vergleich mit bereits vorhandenen Aufarbeitungen oder weniger beachteten Funden und deren Diskussion. Verständlicherweise erschliessen sich durch die selten grosse Fundmenge am Dürrnberg beste Voraussetzungen für neue Erkenntnisse in den verschiedensten Bereichen wie Typologie, Chronologie, Funktion, Tracht. Einige Gruppen wie Gürtel, Pfeil und Bogen, Schilde, Messer, Kultstäbe haben vom Verfasser eine besonders eingehende Behandlung erfahren, indem zahlreiche zum Teil weit abgelegene publizierte Funde und Befunde mit eingearbeitet wurden. Viele dieser vertieften Ausführungen sind für den Leser besonders anregend und werden für kommende Publikationen als wertvolle Grundlagen dienen können. Daneben bildet das Material vom Dürrnberg bei einzelnen Fundgruppen aber auch eine wesentliche Bereicherung der Formvarianten. Hervorzuheben ist zum Beispiel die Vielfalt an figürlichen Fibeln (Abb. 7–11). Dank gut beobachteter Grabungen lassen sich einzelne Fundgruppen auch für Auswertungen in bezug auf Trachtsitte und Ausstattungsregeln hinzuziehen. Von besonderem Interesse sind dabei die Ausführ-

ungen über die Abnehmbarkeit und Austauschmöglichkeit des Ringschmuckes, deren Aussagen sich lohnen würden, an andern Forschungsprojekten eingehend überprüft zu werden. Jedenfalls hätte das mit Konsequenz formulierte Fazit «Man konnte Tracht und Schmuck ohne weiteres von einem Tag auf den anderen austauschen» (S. 390) seine methodischen Folgen.

Die bis dahin besprochenen Abschnitte weisen sich durch eine fließende Sprache und oft kapitelübergreifende Thematik aus, so dass eine starke Untergliederung in Einzelthemen zwar angestrebt, aber nicht immer konsequent durchgeführt ist. Dadurch findet der Leser bisweilen Dinge an Orten besprochen, wo er diese eigentlich nicht suchen würde. So stehen Ausführungen zur Orientierung der Hallstattgräber am Schluss des Kapitels «Grabbau der Latènegräber» (S. 49f.). Die wichtigsten Anmerkungen zur Entstehung der Maskenfibel sind unter dem Kapitel «Vogelkopffibeln» (S. 109f.) angeführt. Die Reichhaltigkeit an Ideen und Deutungsmöglichkeiten trösten aber leicht über solche formale Ungereimtheiten hinweg. Zwar warnt der Autor im Vorwort selber davor, die Resultate der Dürrnberger Forschungen als *deus ex machina* zu betrachten und unbesehen auf andere Örtlichkeiten zu übertragen. Dennoch wird es sich in vielen Fällen lohnen, alte Funde und Befunde unter den neu gewonnenen Aspekten nochmals zu überdenken. Etwas enttäuscht wird der an keltischer Kunst interessierte Leser sein, da er eine Gesamtwürdigung des Dürrnberger Materials unter diesem Aspekt vermisst. Dabei sind alle wichtigen Stilelemente vorhanden und erst noch chronologisch auswertbar.

Einen eigentlichen Höhepunkt des Buches bilden die Kapitel, in welchen die keltische Welt des 6. und 5. Jahrhunderts mit historischen Mitteln auszuleuchten versucht wird. Das dabei gewonnene Geschichtsbild vermag jedenfalls viele der bis jetzt offenen Fragen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und ist in seiner abgerundeten Form für diese Zeit bis jetzt einzigartig. «Weitere Forschungen müssen erweisen, ob dieses Modell nur ein luftiges Hypothesengebäude bleibt oder aber einen tragfähigen Rahmen für eine weiterführende Diskussion zur Klärung der auf jeden Fall höchst komplizierten Verhältnisse abgeben kann», wie sich L. Pauli selber vorsichtig ausdrückt (S. 482). Unbestritten ist mit dem vorliegenden Buch eine vorzügliche Diskussionsgrundlage gegeben.

Ausgangspunkt bilden die Verhältnisse in der westlichen Hunsrück-Eifel-Kultur, in deren Adelsgräber der unvermittelt auftretende Latènestil zum erstenmal seinen Niederschlag findet. Wirtschaftlicher Hintergrund bilden reiche Eisenerzvorkommen, die nach einer Hypothese Paulis mit etruskischen Spezialkenntnissen verhüttet worden sein könnten. Intensive Beziehungen mit dem Süden zeichnen sich durch das in den Adelsgräbern gefundene Importgut und die Übernahme fremdländischer Sitten jedenfalls deutlich ab. Parallel dazu, und am ehesten wohl auch durch einen Anstoss von aussen her verursacht, müssen sich im geistig-religiösen Bereich tiefgreifende Umwälzungen vollzogen haben, als deren unmittelbare Folge die neuen Ausdrucksformen der Latènekunst zu werten sind, was Pauli zu Recht mit Nachdruck betont. Ihre Motivvorlagen bezieht sie wiederum aus dem mediterranen Süden. Trägerin dieses neuen Selbstverständnisses wird vorerst eine kleine Oberschicht gewesen sein, an deren Höfen und zum Teil auch durch direkte Einwirkung einzelner Adelsmitglieder die neue Kunst-richtung entstand. Vieles deutet darauf hin, dass sich in der Champagne ähnliche Vorgänge abgespielt haben, die aber aufgrund eines krassen Forschungsrückstandes weniger gut fassbar sind.

Um Entstehung und Folgen dieser Veränderungen dem Leser möglichst plastisch vor Augen zu führen, zieht Pauli u. a. die

wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Verhältnisse Europas im 16. und 17. Jahrhundert n. Chr. zu Hilfe (S. 475 f.). Auf diese wissenschaftlich durchaus legitime Weise kann das zu untersuchende vorgeschichtliche Zeitalter, das einem historischen Modell in möglichst vielen Bedingungen vergleichbar ist, eine wesentliche Belebung und Annäherung an reale Begebenheiten erfahren. Dennoch ist, was geschichtstheoretisch erwägbar ist, archäologisch noch zu beweisen. So zum Beispiel die Magnetwirkung der neuen Latènezentren auf emigrationsfreudige Mitglieder der «konservativen Späthallstattgesellschaft» (S. 477).

Besser erkennbar ist das Verhalten der umliegenden Gruppen und Gemeinschaften. Diese begannen sich entweder sehr rasch mit den neuen Ideen zu identifizieren oder aber verstärkt am Alten festzuhalten. Letzteres geschah zum Beispiel in Nordwürttemberg; ersteres war am Dürrnberg der Fall. Am Dürrnberg ist zwischen der ausgeprägten Hallstattkultur und der ebenso deutlich ausgebildeten «Latène-Front» nicht mit einem Siedlungsunterbruch zu rechnen. Vielmehr scheint der Umschwung in der materiellen Kultur ausserordentlich rasch und durch eine willentliche Hinwendung der Dürrnberger Bevölkerung zur Latènekultur vonstatten gegangen zu sein. Er war begleitet (und vielleicht auch gefördert) von neu zuströmenden Menschengruppen, worauf die Anlage neuer Bestattungsplätze weist.

Diese gemeinsame Hinwendung zum Neuen sieht Pauli vor dem Hintergrund einer Gemeinschaft, die kulturell sehr einheitlich und im Durchschnitt etwa gleich wohlhabend war. Die über den Dürrnberg verstreuten Gräberfelder lassen keine Konzentration von z. B. Prunkausstattungen, Brandgräbern, Altersgruppen usw. erkennen und vermitteln das Bild einer Streusiedlung, in der die einzelnen «Salzbergfamilien» in unmittelbarer Nähe ihrer Arbeitsplätze siedelten.

Der zweite Teilband beinhaltet Beiträge von verschiedenen Autoren (S. 523–625). K. Zeller stellt die Gräber 115 bis 120 vor, die in den Jahren 1972–1974 aufgedeckt worden sind und von denen I. Burger die beigegebenen Tierknochen untersucht hat. Es handelt sich um die letzten Gräber, die noch vollwertig in die Auswertungen miteinbezogen wurden. Die Gräber 121 bis 127, die bis 1977 zum Vorschein kamen, werden von L. Pauli nur noch summarisch aufgelistet. I. Schwidetzky und M. Schultz haben sich mit dem Skelettmaterial beschäftigt. Bemerkenswert ist eine zu andern vergleichbaren Populationen ganz ungewöhnlich hohe Sterblichkeit im spätjuvenilen und frühadulten Alter, worunter Frauen in besonderem Masse betroffen sind, was in der Regel mit der hohen Kindbettsterblichkeit erklärt wird. Im Gegensatz dazu stehen relativ geringe pathologische Veränderungen am Skelett. Einiges deutet deshalb darauf hin, dass die hohe Sterblichkeit in jungem Alter auf spezifische, durch schlechte hygienische Verhältnisse hervorgerufene Infektionskrankheiten bedingt ist, die eine hohe Kindbettsterblichkeit wiederum besonders verständlich macht.

Es folgen spektralanalytische Untersuchungen an Goldfunden durch A. Hartmann und H.-J. Hundts Beobachtungen zu Herstellungsversuchen frühlatènezeitlicher Hohlarmlinge, einem Herstellungsverfahren, das heute erstaunlicherweise nicht ohne Probleme nachvollziehbar ist. Abschliessend finden sich neben Verzeichnissen, Listen und Registern eine praktische Kurzbeschreibung aller Gräber und Fundstellen mitsamt ihren Funden.

Damit ist die nun in drei Bänden vorliegende Bearbeitung der Dürrnberger Gräber «vorläufig» abgeschlossen. 1000 Textseiten und annähernd 300 ganzseitige Tafeln vermitteln ein breites Bild davon, was es heisst, einem archäologischen Problembereich mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln und mit Anspruch auf Totalität auf den Grund zu gehen. Sie werden

mit Sicherheit zu einem Markstein in der Erforschung der keltischen Eisenzeit werden. Und bereits blickt der nun erst recht neugierig gemachte Leser auf die noch längst nicht abgeschlossene Erforschung des Dürrnbergs – und der Kelten.

Felix Müller

Johann Nothdurfter: Die Eisenfunde von Sanzeno im Nonsberg. Römisch-Germanische Forschungen Band 38. Verlag Philipp von Zabern, Mainz am Rhein 1979 (1980). XII und 164 Seiten, 90 Tafeln, 2 Beilagen, wovon 1 Falttafel in Tasche.

Mit dieser Innsbrucker Dissertation werden die im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Innsbruck und im Museo Provinciale d'Arte in Trient aufbewahrten Eisenfunde von Sanzeno vorgelegt. Es handelt sich um insgesamt 1448 Fundnummern, wovon die meisten in Zeichnung und zum Teil auch in Photographie abgebildet sind. Die Funde reichen von der Späthallstattzeit bis in die römische Kaiserzeit, im Einzelfall bis ins Frühmittelalter. Der Schwerpunkt liegt im 5. bis 2. Jahrhundert v. Chr.

Das vorliegende Werk gliedert sich in die Einleitung, die Vorstellung des Fundmaterials nach Funktionsgruppen, das wichtige Kapitel Ergebnis, verschiedene Fundlisten, einen ausführlichen Katalog und vier Verzeichnisse. Darauf folgen die Tafeln und Beilagen.

Die Fundstelle Sanzeno liegt in einem Seitental des Etschtales in der Provinz Trient, Italien. Obwohl diese durch einen Abschnittswall gesicherte Höhensiedlung seit langem bekannt ist und in der alpinen Forschung einen wichtigen Platz einnimmt, gibt es darüber keine neuere zusammenfassende Arbeit. Man ist dem Verfasser deshalb dankbar, dass er sich nicht allein auf die Behandlung der Werkzeuge beschränkt hat, sondern in der Einleitung auch ausführlich auf die Topographie und Fundgeschichte des Platzes eingeht. Dabei kommen auch die Grabungen der zwanziger und fünfziger Jahre zur Sprache. Der Verfasser zeigt dabei, dass er sich mit dem Fundort genau auseinandergesetzt hat, so dass er den meist dürftigen Fundortangaben das grösstmögliche Mass an Informationen abringen kann. – In der Einleitung werden auch die Schwierigkeiten der Bearbeitung erwähnt. Hier ist in erster Linie das fehlende Vergleichsmaterial aus anderen inneralpinen Stationen zu nennen. Besonders wenig Eisenwerkzeuge sind aus italienischen Fundstellen bekannt. (Inzwischen ist aber die grundlegende Arbeit von W. Gaitzsch erschienen, in der die Eisenwerkzeuge von Aquileia und Pompeji behandelt werden: W. Gaitzsch, *Eiserne römische Werkzeuge*. BAR Int. Ser. 78, 1 und 2 [1980]). Gut datierte Vergleichsfunde wären gerade für Sanzeno von grosser Wichtigkeit, da die wenigsten Funde aufgrund ihres Fundortes datiert werden können. Das beste Vergleichsmaterial bleibt dasjenige aus dem Oppidum von Manching, das kürzlich von dem leider früh verstorbenen G. Jacobi in einer ausgezeichneten Arbeit vorgelegt worden ist (Werkzeug und Gerät aus dem Oppidum von Manching, Wiesbaden 1974). Wie in der Arbeit über die Funde von Manching sind auch hier die Werkzeuge nach Funktionsgruppen behandelt. Grundvoraussetzung dafür ist, wie auch der Verfasser bemerkt, dass die Funktion wirklich bestimmbar ist, was oft nicht oder kaum möglich ist. In diesem Zusammenhang möchte der Rezensent auf ein Werk hinweisen, das für solche Fragen zu wenig benützt wird. Es handelt sich

um die von D. Diderot und J. d'Alembert im 18. Jahrhundert herausgegebene «Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers», in der die in vorindustrieller Zeit üblichen Werkzeuge, Halbfabrikate usw. von zahlreichen Handwerkern beschrieben und abgebildet sind. In Frankreich wurde dieses Werk bereits bei der Bestimmung frühgeschichtlicher Funde erfolgreich angewendet.

Im Kapitel «Fundmaterial» wird jede Funktionsgruppe zusammenfassend kommentiert. So wird z. B. erwähnt, dass der Pflug in Sanzeno nicht vorkommt, sondern die Äcker mittels Hauen mit dreieckigem Blatt umgegraben wurden. In diesem Teil sind bereits wichtige Auswertungen enthalten. So wird z. B. auf Abb. 11 ein Entwicklungsschema der Laubmesser gegeben, die dort nach der örtlichen Bezeichnung «Runggeln» genannt werden; in der Schweiz würde man «Gertel» sagen. Bei den Schlüsseln fällt eine Form auf, die sonst nicht belegt ist und deshalb vom Verfasser «Sanzeno-Schlüssel» genannt wird.

Die Zeichnungen sind von sehr guter Qualität. Dies verdient um so mehr Anerkennung, als man weiss, wie schwierig Gegenstände aus verrostetem Eisen zu zeichnen sind. Zahlreiche Schnitte ergänzen die Aufsichten. Die Struktur des Eisens wurde nicht gestrichelt, sondern punktiert wiedergegeben. Nach Meinung des Rezensenten hat die etwa in der obengenannten Manchingener Publikation angewandte Strichelung den Vorteil, dass damit die Faserung des Eisens, also die Schmiedestruktur, gut dargestellt werden kann, was mit Punktierung kaum möglich ist. – Das ganze Werk ist sehr sorgfältig ausgestattet und erscheint in der für die von der Römisch-Germanischen Kommission herausgegebenen Reihe «Römisch-Germanische Forschungen» bekannten Sorgfalt und ansprechenden Aufmachung.

Im Kapitel Ergebnis wird auf 11 Seiten sehr Unterschiedliches angesprochen. Dieses Kapitel scheint etwas zu kurz geraten. So vermisst man z. B. einen ausführlichen Kommentar zum wichtigen Thema Datierung. Dies betrifft nicht nur die Datierung der einzelnen Fundobjekte, sondern auch die Chronologie der ganzen Siedlung. Der wichtige Exkurs zu den Fibeln auf S. 98 hätte dabei ausgebaut werden können. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass die Siedlung offenbar mehrfach Zerstörungen zum Opfer gefallen ist.

Als Hilfe für die zeitliche Einordnung verschiedener Fundobjekte macht sich der Verfasser verbindende Merkmale an Werkzeugen verschiedener Funktion zunutze. Dazu gehören die durchbrochenen Griffe, seitliche Ärmchen und bestimmte Schäftungstechniken. In diesem Zusammenhang sind auch die im Alphabet von Bozen und von Sanzeno geschriebenen Schriftzeichen interessant, die nach den Angaben des Verfassers in die Früh- und Mittelatlantidenzeit oder etwas spätere Zeit gehören.

Zum Schluss wird die Frage nach der kulturellen Einordnung gestellt. Dabei wird die Eigenständigkeit der hier vertretenen Gruppen innerhalb der inneralpinen jüngeren Eisenzeit betont; sie ist nicht nur am Eisengerät ablesbar, sondern ist auch beim Hausbau, bei den Fibeln und anderem zu beobachten. Das «Herzstück» dieser inneralpinen Sondergruppe bildet das Etschtal mit seinen Seitentälern und ist damit nicht identisch mit dem Gebiet der Räter, wie wir es aus den schriftlichen Quellen kennen.

Der Verfasser hat mit dem vorliegenden Werk das ihm anvertraute Material auf vorbildliche Weise vorgelegt und kommentiert sowie der Forschung ein wichtiges Arbeitsmittel und Bestimmungsbuch in die Hand gegeben, dessen Bedeutung nicht auf die inneralpine Latènekultur beschränkt ist.

Andres Furger-Gunti

Andres Furger-Gunti: Die Ausgrabungen im Basler Münster I. Die spätkeltische und augusteische Zeit (1. Jahrhundert v. Chr.). Untersuchungen zur spätkeltisch-frühromischen Übergangszeit in Basel, Band 1. Basler Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte, Band 6. Habegger-Verlag, Derendingen-Solothurn, 1979, 313 pages, 67 figures, 43 planches, 6 figures annexes (plans).

Avant de parcourir les chapitres de cet important ouvrage et d'en commenter certains aspects, il n'est pas superflu de relever qu'il s'agit du premier volume d'une série consacrée à Bâle, dont un deuxième volume auquel collaborent plusieurs chercheurs est en préparation, rédigé toutefois en grande partie par l'auteur (A.F.-G.): il y sera question de l'apport des fouilles de la Cathédrale de Bâle pour l'époque romaine et la transition au Moyen Age.

Mentionnons en outre que 3 autres volumes, dont la parution du premier (signé Andres Furger-Gunti et Ludwig Berger) est annoncée pour la fin de l'année 1980, présenteront une nouvelle édition du site de la «Gasfabrik» adaptée aux exigences de la recherche actuelle; cette publication deviendra sans aucun doute un ouvrage de référence pour les études sur la période de La Tène finale, au même titre que le volume dont nous allons parler, qui s'inscrit donc dans un cadre cohérent et figure d'ores et déjà parmi les «classiques» de cette époque. (Nous conserverons par la suite, sans les traduire, les termes de «Münsterhügel», pour définir l'oppidum de la colline de la Cathédrale, et celui de «Gasfabrik», pour caractériser le site de l'Usine à gaz de Bâle.)

Les objectifs de l'auteur sont explicites: étude de la période concernée, soit de la fin de La Tène et des modalités du passage à l'époque romaine; son analyse repose sur les données de l'archéologie (stratigraphie, plans, mobilier), plus particulièrement, situation des plus favorables, sur celles fournies par les fouilles récentes du sous-sol de la Cathédrale, dirigées en partie par lui-même au cours de la dernière décennie (dès la découverte en 1971 d'un Murus gallicus); à partir des conclusions archéologiques sont alors envisagées les implications historiques (et non l'inverse, soulignons-le).

Annonçons d'emblée un résultat d'ordre chronologique fondamental pour la suite des recherches sur La Tène finale (nous y reviendrons plus bas): la reconnaissance et l'individualisation d'un «horizon Münsterhügel», distinct en stratigraphie (antérieur aux premières couches romaines) et que l'on peut cerner au moyen de la typologie: soit un horizon plus récent que l'«horizon Gasfabrik», établissant ainsi les bases solides d'une chronologie, fort controversée par ailleurs, de la fin de La Tène (les grandes lignes de cette distinction essentielle avaient déjà été énoncées par l'auteur dans un premier article: Furger-Gunti 1974/75).

– Trois *avant-propos*, de Ludwig Berger (au nom des éditeurs, p. 7), de Hans Rudolf Sennhauser (directeur des recherches archéologiques de la Cathédrale, p. 8) et les remerciements de l'auteur (p. 9–10), précèdent l'étude proprement dite.

– Dans une *première partie* (p. 11–14), A.F.-G. expose très brièvement les fondements de son analyse, l'historique des recherches (voir plus bas), ses objectifs ainsi que sa méthode de travail.

– Avec la *deuxième partie* (p. 15–47) débute la publication du corpus de référence (les fouilles de la Cathédrale de Bâle) par l'analyse du «Befund», des informations latentes dans le terrain et mises en valeur par l'interprétation des résultats de la fouille: exposé de la stratigraphie de bas en haut (couche 1 = couche La Tène finale inférieure; couche 2 = couche La Tène finale supérieure; couche 3, partie inférieure = couche de tran-

sition; couche 3, partie supérieure = couche augustéenne inférieure; couche 4 – divisée par endroits en partie inférieure et partie supérieure – = couche augustéenne supérieure). Le mobilier de 3 fosses (fosse Vb = couche 2; une autre petite fosse = couche 2; fosse XIV = couche 3 inf.) est en outre intégré à cette partie (et non au catalogue, voir plus bas).

– La *troisième partie* (p. 48–69) compose le premier volet des 2 chapitres centraux consacrés à la publication du mobilier archéologique (selon la sériation stratigraphique adoptée), qui sert de base à l'exploitation typologique et chronologique. Les trouvailles sont traitées dans l'ordre suivant: les monnaies (les monnaies celtiques ont déjà été publiées dans un article séparé: Furger-Gunti et von Kaenel 1976), les fibules La Tène finale et les fibules augustéennes (corpus intégralement illustré ici), les armes, trouvailles militaires, outils et instruments.

– Dans la *quatrième partie* (p. 70–116), l'auteur entreprend l'analyse de la céramique (après une introduction au système de «catalogue EDV» et l'explication de sa méthode statistique), classée en différentes catégories: céramique commune, céramique fine indigène, dolia, amphores, céramique campanienne et présigillée, terre sigillée, gobelets à parois fines, terra nigra, lampes, cruches et «pots à miel», les objets divers pour terminer.

– La *cinquième partie* (p. 117–130), essentielle bien que brève, est consacrée à la discussion de la datation des couches, tout d'abord des couches augustéennes, puis des couches La Tène finale avec une tentative de définition de l'horizon Münsterhügel par rapport à l'horizon Gasfabrik.

– La *sixième partie* (p. 131–136) propose une synthèse des connaissances acquises sur l'oppidum de Bâle-Münsterhügel, les fouilles anciennes, le plan général, les relations culturelles et l'arrière-fond historique.

– La *septième partie* (p. 137–153), à l'instar de la précédente, propose une interprétation du camp augustéen de Bâle-Münsterhügel qui succède immédiatement à l'occupation celtique, le plan général, une digression sur l'origine et la composition des troupes d'occupation, un aperçu de l'arrière-fond historique, de l'importance du coude du Rhin dans le cadre des voies géographiques de circulation, un bref exposé de la signification que l'auteur accorde aux monnaies de Cantorix, enfin une confrontation avec les données historiques.

– La *huitième partie* (p. 154–155) résume les enseignements principaux des chapitres précédents.

Suivent alors: un répertoire des abréviations utilisées (p. 157), une bibliographie (p. 157–160) ne réunissant que les références abrégées dans le texte et non l'ensemble des ouvrages cités en notes (ce qui est dommage) et des statistiques sur la base du mobilier archéologique (p. 161–168).

Le *catalogue* (p. 169–310) est présenté sous une forme inhabituelle, directement adaptée et transcrite des données transmises à l'ordinateur, énumérant les signes distinctifs retenus (18 critères, p. 70) selon un classement homogène codé; parmi les quelque 10 000 objets recueillis, 2364, prélevés en stratigraphie ou contextes assurés, sont seuls traités, parmi lesquels plus de $\frac{1}{3}$ sont publiés. (Rappelons qu'une tentative analogue de présentation du catalogue même fourni par l'ordinateur a été effectuée par A. Gallay dans la publication des fouilles du Petit-Chasseur à Sion, dans la série des Cahiers d'archéologie romande.) Les éléments illustrés sont traités au même niveau que ceux qui ne le sont pas (énorme avantage), par contre la consultation du catalogue à partir des planches est passablement compliquée. (Une explication de la méthode choisie a déjà été publiée: Furger-Gunti et Thommen 1977.) Il est important de relever qu'une typologie «conventionnelle» reste à la base de ce système de fichier par ordinateur (banque de données) auquel des

questions bien précises sont posées en cours de l'élaboration de la documentation (composition de cartes de répartition, établissement de statistiques, composition du catalogue à imprimer; p. 70–71). Le classement typologique ainsi que le système de présentation du catalogue s'appliquent aussi bien aux matériaux de la Gasfabrik (à paraître, voir plus haut) qu'à ceux du Münsterhügel (d'où l'absence de rubriques typologiques du fait de leur non représentation dans l'un ou l'autre site, phénomène interprété en grande partie sous l'angle chronologique); les comparaisons internes seront ainsi grandement facilitées grâce à ce système uniforme.

Une liste de provenance des illustrations (p. 311–312) précède l'explication de l'ordonnance des planches (p. 313); les *planches* elles-mêmes (pl. 1–43) composent les dernières pages du volume; 6 plans en annexe, polychromes, se trouvent dans une pochette à l'intérieur de la couverture.

La présentation de l'ouvrage est claire, les illustrations dans le texte (relevés au trait, parfois polychromes, photographies) ainsi que les dessins du mobilier (selon une systématique et un rendu graphique élaboré et cohérent) sont d'excellente qualité. L'auteur expose ses idées précisément, sans détours en allant, ce qui n'est pas une moindre qualité, droit à l'essentiel (particulièrement évident lors de la discussion de la datation des couches archéologiques, p. 117–130, véritable pivot de l'étude); il renonce par exemple à fournir un long exposé de l'historique des recherches à Bâle, renvoyant avant tout aux ouvrages de R. Fellmann (Basel in römischer Zeit. Basel 1955; Neue Funde und Forschungen zur Topographie und Geschichte des römischen Basel. BZ 60, 1960, 7 ss.) (p. 11), ou alors évoque de manière abrégée les événements principaux servant directement à son propos (historique des conceptions, p. 126–127, observations archéologiques relatives à l'oppidum, p. 131–132, et au camp augustéen, p. 138–139, du Münsterhügel).

L'ensemble de la démonstration d'A.F.-G. est fondée sur l'analyse de la *stratigraphie*, divisée en 4 «couches» (ou plutôt 6 avec la subdivision de la couche 3 inf. et sup. et le plus souvent de la couche 4 en inf. et sup.; voir p. 13). Une schématisation et un élargissement de cette sériation à l'ensemble de la fouille furent effectués (voir fig. 2 et annexes 1–4), mais l'archéologue de terrain regrettera, dans son souci de vérification des interprétations proposées, de ne pas trouver l'appui de documents stratigraphiques publiés, vu leur importance décisive pour l'ensemble de la construction proposée (seules 2 photographies, fig. 3 et 6, en donnent un aperçu ainsi qu'un profil «simplifié», pas très explicite et à très petite échelle, annexe 3, 1:150). Une *continuité* de plus est postulée dès la première occupation de la couche 1 à la couche 4 (p. 13); ainsi la transition de la couche 1 à la couche 2 est présentée comme «continue» (définie d'ailleurs dans les surfaces latérales selon l'altitude des dépôts, p. 17), en outre le même type de construction est observable (p. 21).

Les occupants de la *couche 2* sont responsables d'un réaménagement de la route, rehaussée d'environ 30 cm par l'accumulation de gravier riche en matériel (p. 21; est-il attribuable en totalité aux restes de destruction de la couche 1 ?); on a l'impression que la couche d'«occupation» 2 repose en fait à la surface de cette recharge (profil de l'annexe 3; à moins qu'il ne s'agisse de la couche d'incendie, définie comme couche de destruction probable de l'oppidum, p. 23).

La *couche 3 inf.*, décrite comme «transition», au mobilier reconnu comme mélangé selon des critères typologiques (couche 2: 90% et 3 sup. = romain: 10%), sans structures, n'est en fait attribuée ni à l'horizon le plus jeune de l'oppidum, ni à un horizon le plus ancien de l'occupation romaine; sa «qualité», gravier et sédiments sombres (p. 31) et surtout l'absence de restes

de structures nous font plutôt penser à un simple réglage du niveau à l'aide des restes provenant de la destruction de l'occupation représentée par la couche 2, effectuée par les premiers militaires romains arrivés, prélude nécessaire à la construction de leur camp; A. F.-G. ne l'exprime pas en ces termes (p. 32) et de plus attribue à cette couche 3 inf. une certaine «durée» si l'on en croit le tableau récapitulatif des propositions de datation (fig. 64), où elle se trouve placée avant 20 av. J.-C. (ce qui est difficilement compatible avec l'étude de la terre sigillée, voir plus bas). L'attribution de complexes de trouvailles intermédiaires permet toutefois de préserver une plus grande homogénéité à la couche 2 aussi bien qu'à la couche 3 sup.

La *couche 3 sup.*, couche «grise» (10–20 cm d'épaisseur), aisément reconnaissable sur l'ensemble du secteur fouillé (p. 35), sert de repère en cours de fouille.

La *couche 4*, plus mal conservée que la couche 3 sup. (perturbations postérieures), repose directement sur cette dernière (p. 44).

La question d'une éventuelle relation stratigraphique (peut-être envisageable sur la base de l'analyse détaillée des relevés originaux) entre la séquence de la Cathédrale et celle des environs du Murus gallicus de la «Rittergasse 5» et de la cour de l'école (Furger-Gunti 1974/75; Furger-Gunti 1980) n'est pas abordée; peut-on faire coïncider l'une des périodes (1a, 1b et 2) de la fortification avec les couches 1 et 2 du Münsterhügel? De même, la destruction (sans incendie, Furger-Gunti 1980, p. 145) du Murus 2 et le creusement du fossé triangulaire dans ses décombres, pourraient-ils correspondre à l'étalement et l'aplanissement de la couche 3 inf. par les premiers Romains?

L'analyse typologique du mobilier recueilli est présentée en fonction de la stratigraphie que nous venons de commenter; elle fournit non seulement les éléments de la chronologie relative du site (en permettant de distinguer en gros 2 ensembles, un ensemble La Tène finale – couche 1 et 2 – de l'ensemble augustéen – couche 3 sup. et 4 – qui lui est superposé), mais offre la possibilité, par la confrontation du mobilier La Tène finale avec un 3^e ensemble, celui de la Gasfabrik, de jeter les bases d'une chronologie de la période de la Tène finale en général.

Nous n'allons pas passer en revue chaque «classe» de matériel, étudiée en détail par l'auteur, ni nous prononcer sur la typologie proposée de la céramique (il faut attendre comme nous l'avons dit la publication nouvelle de la Gasfabrik; p. 48–116), mais souligner les conclusions auxquelles A. F.-G. parvient quant à la *chronologie*, qui, de son propre aveu (p. 11), fut placée au premier plan de son étude.

Pour *La Tène finale* le résultat le plus important est donc la distinction des 2 horizons de Bâle, interprétés selon un modèle chronologique: l'horizon Münsterhügel est plus jeune que l'horizon Gasfabrik; de plus, la différence de mobilier entre ces 2 ensembles permet d'envisager un changement pur et simple de site, sans coexistence des 2 (p. 121, 136). Sur la base du corpus de référence (le mobilier des couches 1 et 2), l'auteur définit à nouveau son *horizon Münsterhügel* (précisant ainsi sa première esquisse: Furger-Gunti 1974/75, p. 110–111) en 13 éléments représentatifs (p. 123–124; fig. 61).

Les *monnaies* celtiques ont déjà été publiées en détail séparément (Furger-Gunti et von Kaenel 1976) et ont montré une différence entre le spectre de la Gasfabrik et celui du Münsterhügel (parallèle à la plus grande partie, la fin, de la séquence tripartite proposée pour l'oppidum de Berne-Engehalbinsel); l'accent était porté en outre sur la chronologie de ces monnaies et particulièrement des monnaies de potin, encore vivement controversée à ce jour, que les auteurs, à la suite de D. F. Allen (The coins found at La Tène. *Etudes Celtiques* 13, 1973, 477 ss.) situent en tout cas dans la première moitié du 1^{er} s., si

ce n'est à la fin du 2^e s. av. J.-C., en opposition avec une grande partie des numismates français avant tout. Les monnaies stratifiées du Münsterhügel présentent un graphique «évolutif» clair (fig. 34), bien que fondé sur un très petit nombre (23 monnaies sur 37 au total, p. 48); les potins de Séquanes (Types B et C, variantes tardives) sont caractéristiques de cet horizon.

Les *fibules* deviennent peut-être les meilleurs indicateurs de l'horizon Münsterhügel, avec l'apparition de nouveaux types (Almgren 65, + variante Bâle, voir plus bas; fibules «à coquille» (Schüsselfibeln), fibules coudées (geschweifte Fibeln) et à colerette (Kragenfibeln); outre les progrès techniques que démontre la fabrication de ces fibules, une caractéristique importante réside dans la systématisation de l'usage du pied grillagé.

La *céramique* présente également des «tendances» nouvelles (voir p. 86, 87): bouteilles globuleuses et coupes hémisphériques (type Roanne en céramique peinte et variantes) remplacent les formes vives et segmentées plus anciennes; le dolium (type Zürich-Lindenhof auquel une étude détaillée est consacrée, p. 87–90) fait son apparition dès la première occupation du Münsterhügel, alors que la Gasfabrik n'en a livré aucun.

Les *importations* du Sud augmentent et se diversifient; les *amphores* avant tout, appartiennent, contrairement à la Gasfabrik, en écrasante majorité au type Dressel 1 B (bien que quelques rares exemplaires du type 1 A soient encore présents, fig. 51) et les amphores vinaires de Léétanie en Espagne apparaissent.

La céramique à vernis noir, dite «campanienne», était déjà présente à la Gasfabrik, mais par contre des «imitations» de cette céramique, au vernis brunorange (vastes plats étrangers au répertoire indigène) font leur apparition; pour ces dernières, une origine lyonnaise (atelier de Loyasses) peut être postulée (comme d'ailleurs pour les exemplaires d'Yverdon, ASSP 51, 1964, p. 106; à moins qu'il ne s'agisse d'un atelier du sud de la Gaule, ou pourquoi pas local?). Seules des analyses chimiques permettront d'en savoir plus.

Cet horizon Münsterhügel correspond donc bel et bien à une réalité et contribuera largement, lorsque d'autres ensembles auront été publiés (avant tout en France) à la définition de la subdivision D2 de La Tène finale, dont il réunit bon nombre de types. D'autres chercheurs, en d'autres régions, ont proposé des résultats en grande partie superposables sur d'autres bases que celles, idéales, de Bâle avec ses 2 sites et les stratigraphies de la Cathédrale et des Muri gallici: S. Rieckhoff (Münzen und Fibeln aus dem Vicus des Kastells Hüfingen [Schwarzwald-Baar-Kreis]. *Saalb. Jahrb.* 32, 1975, 5 ss.) définit un «Übergangshorizont» en se fondant avant tout sur l'étude des fibules, ou A. Haffner (Zum Ende der Latènezeit im Mittelrheingebiet unter besonderer Berücksichtigung des Trierer Landes. *Arch. Korr.* 4, 1974, 59 ss.) un «Horizont 5» à partir de l'étude du cimetière de Wederath et des tombes du Rhin moyen.

En Tchécoslovaquie, A. F.-G. prend l'exemple des fibules de l'oppidum de Trisov (J. Bren, Die Bedeutung der Fibeln für die Datierung keltischer Oppida in Böhmen. *Sbornik Praha Ser.* A 18, 1964, 195 ss.), ou en France (où les publications font particulièrement défaut) celui de Roanne (M. Bessou, Etude des vestiges de La Tène découverts à Roanne. *Fouilles de l'Institution St-Joseph. Centre d'études forziennes* 3. St.-Etienne 1976) pour tenter de valider sa démonstration (p. 125–126).

Pour la question de la *datation absolue* de cet horizon, et partant du changement de site, Gasfabrik-Münsterhügel, aucun argument archéologique ne peut apporter de réponse précise; toutefois, différents indices permettent de l'approcher: avant tout la datation des *amphores* Dressel 1 B (avec le terminus ante quem de 47 av. J.-C. donné par A. Tchernia (Premiers

résultats des fouilles de juin 1969 sur l'épave 3 de Planier. *Études classiques* 3, 1968/70, 51 ss.) grâce à une inscription; voir à ce propos l'état de la question et l'analyse très serrée de W.E. Stöckli (*Die Grob- und Importkeramik von Manching. Röm.-German. Komm. d. Dt. Archäolog. Inst. zu Frankfurt am Main.* – Wiesbaden: [Die Ausgrabungen in Manching; Bd. 8] 1979); nous croyons pourtant, avec A.F.-G. (p. 94, 98), que la date d'environ 60 av. J.-C. proposée par Stöckli pour fixer le remplacement des amphores Dressel 1A par le type 1B (op. cit., fig. 39) est trop basse et présentée de manière peut-être trop rigide; les sources italiennes font ici lourdement défaut (que savons-nous des innombrables officines qui ont fabriqué des amphores Dressel 1 le long des côtes dans les environs de Naples, ou des circuits de distribution des vins de Campanie?), ce qui nous engage à la prudence.

L'apparition de *terre sigillée* et d'adaptations hors d'Italie (en Gaule) peut également être placée vers le milieu du 1^{er} s. av. J.-C., comme le postulait Ch. Goudineau (*La céramique arétine lisse. Ecole Française de Rome. Mém. d'arch. et hist. Suppl.* 6. Paris 1968); les meilleurs arguments sont encore la présence d'un plat à vernis rouge dans le chargement de l'épave de Planier 3 (Tchernia 1968/70, op. cit.) et surtout la coexistence sur une épave, sans doute contemporaine de cette dernière, entre l'île de Plane et l'île de Riou (R. Lequément et B. Liou, *Céramique étrusco-campanienne et céramique arétine*, à propos d'une nouvelle épave de Marseille. *Mélanges Jacques Heurgon. Coll. de l'école française de Rome* 27, 1976, 587 ss.) d'amphores Dressel 1B et de patères à vernis noir (nuances brun-rouge par places), dont l'une est estampillée du nom d'un potier arétin (Q. AF, connu pour ses productions à vernis rouge!, argument que n'utilisent ni A.F.-G. ni W.-E. Stöckli, op. cit.).

La *fibule* de CRICIRV à pied grillagé a également dû faire son apparition avant le milieu du 1^{er} s. av. J.-C. (p. 128-129; voir D. Allen, *The Fibula of CRICIRV. Germania* 50, 1972, 122 ss., ou Rieckhoff 1975, op. cit.).

En plus des indices chronologiques énumérés, les observations d'ordre *stratigraphique* (épaisseur des couches archéologiques – 3 états successifs du *Murus gallicus*) impliquent une «certaine durée» de l'occupation du Münsterhügel avant la conquête romaine. A.F.-G. est ainsi amené à placer le changement de site vers le milieu du 1^{er} s. av. J.-C., tout en n'excluant pas la possibilité (indémontrable comme il le souligne) d'une relation de cause à effet avec les événements de 58 av. J.-C. (p. 129; modèle déjà proposé entre autres à Berne-Enge: H. J. Müller-Beck et E. Ettlinger, *Die Besiedlung der Engehalbinsel in Bern auf Grund des Kenntnisstandes vom Februar des Jahres 1962.* 43-44. *Ber. RGK* 1962-63, 107 ss.).

L'occupation de la Gasfabrik doit en conséquence être repoussée au moins dans la première moitié du 1^{er} s. et à coup sûr jusque dans les dernières décennies du 2^e s. av. J.-C. (ce que n'exclut pas l'auteur, note 329, qui propose clairement W.-E. Stöckli, op. cit., fig. 39, et qui cadre de plus parfaitement avec les résultats de la discussion sur le passage LTC/LTD, situé par A. Haffner, *Zur absoluten Chronologie der Mittellatènezeit. Arch. Korr.* 9, 1979-4, p. 405 ss., sur la base d'une argumentation fondée sur la dendrochronologie, vers 130/120 av. J.-C.).

Pour l'*époque romaine* et la première occupation *augustéenne* de Bâle, les résultats de l'analyse d'A.F.-G. sont d'importance ainsi que les implications qui en découlent sur le plan historique. La *continuité* a été postulée entre la couche 2 et la couche 3 sup. (par l'intermédiaire de cette couche sans structures, 3 inf., voir plus haut); la datation de la couche 3 sup. repose avant tout sur l'analyse de la céramique (une seule monnaie en stratigraphie, 1 as de Nîmes qui n'apporte qu'un terminus post quem à la discussion, soit des 3^e/2^e décennies av. J.-C.) et en

particulier de la *terre sigillée*: l'étude typologique associée à une présentation statistique (fig. 53) fait ainsi apparaître une évolution de la couche 3 sup. à la couche 4 sup. (quasi-totalité dans un premier temps de TS italique = «Fabrikat A», 3 sup., puis augmentation des productions d'autres ateliers, environ 50% = «Fabrikat B», Lyon-La Murette?, et apparition des «imitations helvétiques» = Fabrikat C», 4 inf., qui prendra la place par la suite de la technique B, 4 sup.). La confrontation de la composition des ensembles du Münsterhügel avec ceux d'autres sites augustéens (forte représentation des formes précoces, 3 sup., rapports changeants entre les services 1b et 1c, 3 sup./4 inf., et apparition du service 2, dès 4 inf., en fait surtout dans 4 sup.; fig. 55; p. 118) conduit enfin A.F.-G. à conclure que la mise en place de la couche 3 sup. ne peut être qu'antérieure aux complexes de Rödgen ou Oberaden, entre 15 et 9 av. J.-C., avec lesquels il fait coïncider la couche 4 inf., la couche 4 sup. étant assimilée à l'époque du camp de Haltern (1^{re} décennie du 1^{er} s. apr. J.-C., p. 118).

Il n'est pas dans notre propos de mettre en doute la valeur du schéma de l'évolution de la TS de la couche 3 sup. à la couche 4 (fig. 55), mais de faire simplement remarquer qu'il est fondé sur un nombre très limité d'éléments déterminables (32, sur une centaine de fragments dans la couche 3 sup.; 6 sur 36 dans la couche 4 inf.; 11 sur 32 dans la couche 4 sup.); de plus, 2 fragments des services 1b et 1c (dont le fond à estampille radiale de L. TETTIUS CRITO) sont attribués à la couche 3 inf. sur cette fig. 55 alors qu'ils n'apparaissent pas sur le schéma statistique, fig. 53, et ne sont pas commentés dans le texte (note 243), assimilés de facto à la couche 3 sup. (note 30) en raison de l'évaluation de la stratigraphie (ce qui pose un problème de cohérence dans l'interprétation, voir plus haut). Malgré la faible quantité de matériel, la démonstration de l'auteur est convaincante, mais reste malheureusement sans validation possible dans l'état de la recherche, le Münsterhügel étant le seul site publié à ce jour qui fournisse une base stratigraphique à l'analyse; les comparaisons avec le Magdalensberg (M. Schindler et S. Schef-fenegger, *Die glatte rote Terra sigillata vom Magdalensberg. Kärntner Museumsschriften* 62, Klagenfurt 1977) ou Bolsena (Goudineau 1968, op. cit.), sites éloignés, aux caractères différents et méthodes de recherche difficilement comparables, offrent des indices positifs sans être toutefois déterminants; les ensembles du Lindenhof à Zurich (E. Vogt, *Der Lindenhof in Zürich. Zwölf Jahrhunderte Stadtgeschichte auf Grund der Ausgrabungen 1937/38.* Zürich 1948) ou de Neuss (E. Ettlinger, *Frühe Arretina aus Neuss. Studien zu den Militärgrenzen Roms. Vorträge des 6. int. Limeskongr., Beih. der Bonner Jahrb.* 19, 1967, 77 ss. = *Kleine Schriften. Augst/Kaiseraugst* 1977, 213 ss.) ou encore de Trèves-Petrisberg (S. Loeschcke, *Älteste römische Keramik vom Petrisberg über Trier. TZ* 14, 1939, 93 ss., où des datations dendrochronologiques donnent une date d'abattage des arbres utilisés dans la construction de casernes en 30 av. J.-C.!: E. Hollstein, *Mitteuropäische Eichenchronologie. Trierer Grabungen und Forschungen* 11, Trier 1980, p. 132-133), présentent du matériel comparable, mais sans stratigraphie à l'appui qui permettrait d'isoler un horizon. A nouveau les sites gaulois font défaut; mentionnons toutefois les excellentes fouilles de la rue des Farges à Lyon (A. Desbat responsable, A. Desbat et al. *Urbanisme et architecture domestique à Lugdunum du I^{er} siècle av. J.-C. au III^e siècle apr. J.-C.* Rapport 1978-79, dactylographié), qui ont permis d'individualiser récemment (en stratigraphie!) un horizon de remblais de la première occupation antérieure à l'horizon «Dangstetten-Rödgen-Oberaden», où se trouvent associés des «imitations» de céramique à vernis noir, de la TS italique (= technique A de A.F.-G.) et des «imitations (= technique B),

dont le potier PRIMUS qui a travaillé à Loyasses; les formes précoces de la couche 3 sup. sont fortement représentées, les gobelets à parois fines ajoutent encore au parallélisme entre la composition de ces 2 ensembles (à l'exception de la céramique à vernis noir, à Lyon). A. Desbat date ce complexe dans le cadre lyonnais entre 30 et 10 av. J.-C. (sur la base d'un terminus post quem de 30 pour l'apparition de la TS, repris de Goudineau, op. cit., et de la suite de la séquence stratigraphique). A. F.-G. est à juste titre plus prudent et ne propose pas de date absolue pour la première occupation romaine du Münsterhügel; il se borne à constater l'antériorité de son complexe par rapport à ceux qui sont en relation directe assurée avec la conquête des Alpes et propose un modèle d'interprétation, différent de celui de la plupart des historiens qui ont tendance à «dogmatiser» le début de la présence romaine à partir de 15 av. J.-C. (p. 119, 144): les conséquences sont de poids dans le débat controversé de la politique d'Auguste, de la conception de cette campagne et de la stratégie adoptée. Les ensembles précoces de la «Walenseeroute» (H. R. Wiedmer, *Die Walenseeroute in frühromischer Zeit*. Helvetia Antiqua, FS Emil Vogt. Zürich 1966, 167 ss.) ainsi que du Lindenhof (Vogt 1948, op. cit.) pourraient alors entrer en relation avec l'établissement de ces premiers avant-postes romains au nord des Alpes en vue des campagnes militaires projetées (p. 148, 152).

Nous avons peu parlé jusqu'ici des *structures archéologiques* («Befund»), restes de constructions, routes, etc., reconnues au cours de la fouille, elles passent effectivement au second plan dans l'ouvrage (objectifs, p. 11); la surface fouillée est en outre trop petite pour permettre d'interpréter à coup sûr le plan ou la fonction des bâtiments rencontrés.

A. F.-G. propose toutefois au cours de son exposé un modèle, présenté comme provisoire, d'interprétation de l'*occupation du site du Münsterhügel*. L'*oppidum* (parmi les plus petits reconnus avec une surface de 4,5-5 ha), tout comme la Gasfabrik auparavant, avait avant tout un rôle défini par le transport commercial sur le Rhin (avec un port, point de rupture de charges) et réunissait les activités d'artisanat allant de paire avec une structure urbaine de ce type, dont nous ne savons en fait que très peu de choses: que la route principale, de plus de 10 m de large (située sous la «Rittergasse» actuelle et la Cathédrale), a été aménagée tout d'abord à l'époque de la couche 1 (p. 17; annexe 1), puis refaite et modifiée (élargie mais divisée en 2 voies) à l'époque de la couche 2 (p. 21; annexe 2) sans doute en raison de l'implantation d'une construction au centre (vraisemblablement rectangulaire à 6 pieux, 2 phases décelées, p. 25-26), située dans l'axe de la porte principale qui assurait l'accès à l'*oppidum* par le sud-est (annexe 5); la fonction de cet édifice devait être d'ordre cultuel (temple?, p. 30). Une telle réfection d'envergure de la route principale avec une recharge importante de 30 cm de gravier pourrait-elle être mise en relation avec la réfection de la fortification et le creusement, ou recreusement, du fossé? (par exemple la phase 2 du Murus gallicus, p. 133; Furger-Gunti 1980, p. 106 et remarques plus haut). Quant aux constructions internes, fosses, trous de poteaux, foyers, elles ne s'articulent pas selon un plan cohérent (p. 19-20); la bordure ouest de la route est conservée de la couche 1 à la couche 2, ce qui témoigne d'une continuité et peut-être de l'existence d'une sorte de portique (voir en outre p. 17). Une couche d'incendie marque la surface de la couche 2; reflète-t-elle la destruction de l'*oppidum*? (p. 23; autre indice, un pot à provisions n'a jamais été récupéré, p. 24).

Nous avons déjà commenté le problème d'interprétation posé par la couche 3 inf., marquant la fin de l'occupation de l'*oppidum* celtique: outre l'absence totale de traces de structures, l'existence de cette couche d'incendie à la surface de la couche 2

nous renforce dans l'idée d'un simple étalage des restes de destruction; si l'auteur l'interprète comme «wahrscheinlich als Zerstörungshorizont» ... «Zerstörung des Oppidums» (p. 23), il ne peut pas, pour rester conséquent, attribuer à la couche 3 inf. une «durée» comme la fig. 64 le laisse croire ainsi que le texte (souvent ambigu à ce propos, p. 32-33). On souhaiterait en outre en savoir plus sur les foyers mentionnés (composition, forme, etc.); comme dans le cas de la stratigraphie, les documents de terrain font en partie défaut; les renseignements apportés, même partiels contribuent toutefois à combler la lacune existant dans notre connaissance du type d'habitat à La Tène finale (voir par exemple les observations détaillées de M. Hartmann et O. Lüdin, *Zur Gründung von Vindonissa*. Jahrb. GPV, Jahresbericht 1977, Brugg 1978, 4 ss., bien qu'effectuées sur une surface très restreinte).

Cet oppidum des *Rauriques* sur le Münsterhügel a donc succédé au site ouvert de la Gasfabrik, déjà rauraque comme le suggère l'étude du mobilier archéologique, selon le modèle énoncé (qui trouve d'ailleurs des parallèles avec les sites de Breisach-Hochstetten: H. Bender, R. Dehn et I. Stork, *Neuere Untersuchungen auf dem Munsterberg in Breisach*. Arch. Korr. 6, 1976, 213 ss., ou en Gaule); la colline a été fortifiée en raison sans doute d'une situation instable, par ailleurs le mobilier archéologique présente une quantité de nouveautés, manifeste des ouvertures, vers la Gaule avant tout, conséquence du nouvel équilibre politique créé après la guerre des Gaules.

L'*intervention militaire romaine* fut-elle violente? Le site fut-il rasé?, en tout cas réquisitionné et aménagé en camp fortifié à l'époque de la mise en place de la couche 3 sup. Où se sont alors retirés les Rauriques qui y habitaient depuis 2 à 3 générations au moins? Peut-être dans les environs immédiats du sommet de la colline, ou à l'emplacement de la Colonia Raurica qui connut dès lors un développement intense sous l'effet d'une romanisation profonde et rapide (p. 137-138). De ce 1^{er} camp (couche 3. sup.), les fouilles de 1974 ont mis au jour les soubassements d'un bâtiment allongé (6,50 m sur plus de 33 m, annexe 3), directement implanté sur les restes des constructions celtiques démantelées (couche 3 inf.) à l'emplacement de l'ancienne route «principale»; cette dernière a toutefois certainement continué d'exister plus loin comme «via principalis»; le bâtiment allongé pourrait alors être interprété à titre d'hypothèse comme partie des «Principia» du camp (p. 141-142). En 1978 fut découvert le fossé triangulaire creusé dans les décombres du Murus 2 (en avant d'un rempart de bois et de terre restitué), qui peut également être mis en relation avec ce 1^{er} camp (p. 140, ce qui n'est toutefois pas démontrable, Furger-Gunti 1980, note 8). Il en va de même pour les autres éléments de constructions, peut-être des casernes, mis au jour en 1958/59 («Schulhaus zur Mücke», p. 139, 141).

Après cette toute première occupation militaire romaine succède, sans interruption selon l'interprétation chronologique de l'auteur, le dépôt de la couche 4, moins bien conservée, qui correspondrait à l'horizon des «camps de Drusus» (voir l'historique des conceptions et en particulier Fellmann 1955, op. cit.) et voit un nouvel agencement de l'intérieur du camp: l'ancienne route principale fut rétablie (6 m de large) par dessus les restes des «Principia» du 1^{er} camp, avec éventuellement les traces de canalisations en bois (p. 45); à l'est de cette route, des constructions en bois avec sols d'argile superposés (p. 46-47), comme c'est courant à l'époque augustéenne, également pour les bâtiments civils (voir Hartmann et Lüdin 1978, op. cit. ou G. Kaenel et S. Fehlmann, *Un quartier de Lousonna-La fouille de «Chavannes 7» 1974/75 et 1977*. Lousonna 3, Cahiers d'archéologie romande 19. Lausanne 1980, où malheureusement les plans d'ensemble font défaut).

A.F.-G. attribue, sur la base d'une «tessera militaris» (T. TORI, p. 63–64), de fibules et céramiques de types gaulois et surtout vu l'abondance des monnaies gauloises à la légende TURONOS CANTORIX, la première présence de l'armée romaine à des *troupes auxiliaires* (environ 500 hommes d'après la surface mobilisée) provenant de Gaule et plus précisément du territoire voisin des Séquanes (p. 142–143, 149, 151).

La seconde phase de l'occupation romaine (couche 4) semble marquer une diminution des effectifs militaires et une réduction de la surface du camp; le mobilier indigène y est en outre mieux représenté (p. 143).

Comme le laisse entendre l'auteur à plusieurs reprises, des précisions et modifications ne manqueront pas d'être apportées au gré des fouilles et observations nouvelles, aussi bien sur l'horizon Münsterhügel (et la période LT D2 en général) que pour les essais de synthèse qu'il propose. A.F.-G. a d'ailleurs eu la chance de pouvoir publier lui-même, en plus d'une analyse détaillée du Murus gallicus avec de nouveaux ensembles de mobilier (Furger-Gunti 1980), un premier complément, l'inventaire d'une fosse (Grube E) attribuable à l'horizon Münsterhügel (qui toutefois apporte un élément nouveau, la présence de 3 fragments de terra nigra jusqu'alors représentée seulement dans les ensembles romains, mais dont les amphores restent problématiques), ainsi que des compléments à l'interprétation du fossé triangulaire limitant au nord le 1^{er} camp; l'étude d'une nouvelle fibule d'argent découverte au fond de ce fossé, lui permet de préciser la définition de la «Variante Basel» introduite dans sa thèse (l'ouvrage en question ici), quelques mois auparavant (Furger-Gunti 1979).

Comme nous l'annoncions au début de ce compte rendu, la publication du 1^{er} volume des fouilles de la Cathédrale de Bâle remplit pleinement ses objectifs (ainsi d'ailleurs que d'autres articles de l'auteur et en collaboration avec d'autres chercheurs, cités ci-dessous), dépassant les limites du contexte interne grâce à un apport de renseignements de premier ordre alimentant la problématique générale de la fin de la période de La Tène, en la renouvelant, et de la première présence romaine à Bâle et sur le Rhin.

Furger-Gunti 1974/75: A. Furger-Gunti, Oppidum Basel-Münsterhügel. Grabungen 1971/72 an der Rittergasse 5. ASSPA 58, 1974/75, 77 ss.

Furger-Gunti et von Kaenel 1976: A. Furger-Gunti et H.-M. von Kaenel, Die keltischen Fundmünzen aus Basel. Mit Untersuchungen zur Chronologie der Potinmünzen bei den Helvetiern und Raurikern aufgrund der Funde von Bern-Engelhalbinsel und Basel. Schweiz. Numismatische Rundschau 55, 1976, 35 ss.

Furger-Gunti et Thommen 1977: A. Furger-Gunti et P. Thommen, Archäologie und EDV am Beispiel der spätkeltisch-frühhömischen Funde von Basel. Arch. Korr. 7, 1977–2, 131 ss.

Furger-Gunti 1979: A. Furger-Gunti, Die Funde aus der spätkeltischen Grube und aus dem frühömischen Spitzgraben. BZ 79, 1979, 362 ss.

Furger-Gunti 1980: A. Furger-Gunti, Der Murus Gallicus von Basel. ASSPA 63, 1980, 131 ss.

Gilbert Kaenel

Erhard Cosack: Die Fibeln der Älteren Römischen Kaiserzeit in der Germania libera. Teil 1. Göttinger Schriften zur Vor- und Frühgeschichte, Band 19 (Neumünster 1979). 103 Seiten, 85 Tafeln, 21 Karten.

Der Verfasser hat sich ein hochgestecktes Ziel, nämlich die «Neubearbeitung des Almgrenschen Werkes» (S. 9), gesetzt. Er ist sich bewusst, dass dies heute nur noch abschnittsweise erfolgen kann. So werden denn im vorliegenden ersten Teil die Armbrust-, Rollenkappen- und Augenfibeln vorgelegt. Die Bearbeitung weiterer Typen soll folgen. Ausstehend ist auch der ausführliche Katalog der in diesem ersten Teil behandelten Typen; bis jetzt ist lediglich ein Nachweis der abgebildeten Fibeln mit Angaben über Fundort, Aufbewahrungsort sowie Museumsnummer vorhanden. Insgesamt hat der Verfasser zirka 8000 Fibeln im Original untersucht (ausser den in der DDR aufbewahrten). Auf S. 12 wird das Arbeitsgebiet genau eingegrenzt.

Der Verfasser hat absichtlich nicht die klassische, auch von Almgren angewandte «archäologisch-antiquarische» Methode gewählt, sondern versucht, die Aufgabe mittels einer «technologischen Analyse» zu lösen. Dabei wird versucht, sich die «Handschrift» des Handwerkers zunutze zu machen, die sich meist in den handwerklichen Details wie Werkzeugspuren und Reparaturen äussert. Hierbei gibt der Verfasser einen interessanten Hinweis auf die Arbeitsweise der Kriminalistik (S. 17).

Gemäss der vom Verfasser angewandten Methode spielt die bildliche Dokumentation der Objekte eine wichtige Rolle. Jede der zahlreichen auf den 85 Tafeln abgebildeten Fibeln ist durch Photographien in drei Ansichten vorgestellt, die von Fall zu Fall durch Detailaufnahmen ergänzt werden. Die Photographien stammen vom Verfasser und sind durchweg von sehr guter Qualität. Zeichnungen sind keine beigegeben. Dies kann zunächst als Mangel empfunden werden, wenn man die Objekte so zu «lesen» gewöhnt ist.

Im Mittelteil der Arbeit, der mit «Der archäologische Fundstoff» überschrieben ist, werden die drei oben genannten Fibeltypen einzeln besprochen und in Untertypen unterteilt. Fragen der Herkunft, der Entwicklung und besonders der Verbreitung kommen ausführlich zur Sprache. In den zahlreichen Verbreitungskarten werden bei den Fundpunkten die Fundmengen mitberücksichtigt.

Der letzte Teil bildet die 16 Seiten umfassende «Zusammenfassung und Auswertung der technologisch-archäologischen Befunde». Hier werden zunächst Fragen der Herstellung ausführlich behandelt, wobei die Neigung des Verfassers für technische Fragen und sein fundiertes Wissen auf diesem Gebiet zur Geltung kommen. Hauptresultat der Arbeit ist, dass bei dem hier untersuchten Fundstoff eigenständige Werkstattkreise ermittelt werden konnten, die mit bestimmten typologischen Formkreisen zur Deckung gebracht werden können. Besonders deutlich kommen die klar umgrenzbaren Werkstattkreise etwa am Beispiel der Punzmuster zum Ausdruck (Karte 20). – In der Germania libera ist auch bei den Fibeln ein starker Einfluss des provinzialrömischen Metallhandwerks festzustellen. Der Verfasser kann allerdings zeigen, dass von Süden nach Norden eine deutliche Abnahme der provinzialrömischen Fibelformen festzustellen ist. Zu Recht wird deshalb nicht von organisiertem Fernhandel, sondern von Grenzhandel gesprochen.

Es ist sehr zu begrüßen, dass dieser Fundstoff mit einer anderen Methode als der bisher üblichen und in umfassender Art angegangen worden ist, und zu hoffen, dass die mit dem vorliegenden ersten Teil begonnene Arbeit weitergeführt werden kann. Eine abschliessende Würdigung dieses Unternehmens kann jedoch erst nach Vorlage des gesamten Materials erfolgen.

Andres Furger-Gunti

Jochen Garbsch: Römische Paraderüstungen. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Band 30. C.H. Beck-Verlag, München 1978. 100 Seiten mit 5 Abb., Karte und 48 Tafeln.

Hans-Jörg Kellner: Der römische Verwahrfund von Eining. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Band 29. C.H. Beck-Verlag, München 1978. 44 Seiten mit 5 Abb. und 40 Tafeln.

Der Katalog der römischen Paraderüstungen von J. Garbsch wurde aus Anlass einer im Winter 1978/79 in Nürnberg und München gezeigten internationalen Ausstellung verfasst, an der Beispiele dieser Gattung aus zahlreichen Fundorten des ehemaligen römischen Limes gezeigt werden konnten.

J. Garbsch stellt die bisher gefundenen Paraderüstungen katalogmässig vor (Fundkarte S. 92/93) und beleuchtet die möglichen Hintergründe der Verwendung, auf die auch H. J. Kellner in seiner Publikation des Eininger Fundes eingeht (s. u.). Ein Beitrag von M. Kohlert ist der «Typologie und Chronologie der Gesichtsmasken» (S. 19–28) gewidmet. F. Kiechle hat den Reitertrakt des Arrian neu übersetzt (S. 38 bis 42). 48 Tafeln unterschiedlicher Qualität (wohl durch die Vorlagen bedingt) geben einen guten Überblick über die Formen und Funde.

Bei den Paraderüstungen handelt es sich um Rüstungen für Ross und Reiter, und zwar um Rossstirnen und Phaleren für das Pferd, um Helme mit zugehörigen Gesichtsmasken, Schuppenpanzer, Beinschienen, vermutlich auch Schilde und schliesslich Standarten für die Reiter. Als Materialien wurden in der Regel Bronze – teilweise verzinnt –, dann Messing und selten Eisen und Silber verwendet. Viele dieser Rüstungen müssen durch Materialkombinationen eine verschiedenfarbige Wirkung besessen haben.

In der Regel waren die Metallteile dieser Rüstungen getrieben und auf Stoff oder Leder aufgenäht. Ihre Materialstärke ist aber viel zu gering für einen Gebrauch im Krieg (3–4 mal schwächer). Schon länger werden diese Rüstungen mit barbarischen Reiterspielen letztlich sakralen, im Totenkult wurzelnden Ursprungs verbunden, die in den Legionen von den Reitertruppen aufgeführt wurden und wie sie Arrian im 2. Jahrhundert als Geschicklichkeitswettbewerb beschreibt. Eine weitere Untersuchung der Ikonographie insbesondere der Helme und ihrer Dekoration wird vermutlich in der Frage der Verwendung weiterführen; die Bildthemen auf den Helmen, die z. T. auch Frauen darstellen, sind sehr stark von der Jenseitsymbolik geprägt.

Die Paraderüstungen stammen grösstenteils aus Kastellorten bzw. deren unmittelbaren Umgebung; selten sind sie in Gräbern zum Vorschein gekommen. Die Rüstungen waren Eigentum der Truppeneinheiten, wie Inschriften an etlichen Stücken zeigen.

Nach dem berühmt gewordenen Schatzfund von Straubing (1950), der insgesamt 22 Teile von Paraderüstungen enthält, bringt der Fund von Eining, der ebenfalls ins 3. Jahrhundert datiert, mit 18 Elementen einen weiteren wichtigen Beitrag zu dieser Gattung. Er umfasst zwei vollständige Rossstirnen und zwei Stirnschutzplatten, ein einzelner und zwei Paar Augenschutzkörbe von der Pferderüstung und vier Gesichtshelmenteile (eine Gesichtsmaske, drei Hinterhaupthelme) sowie drei Beinschienen und vier Knieschutzplatten von Reitern.

Der leider nicht bei einer regulären Grabung zutage gekommene Hortfund von Eining wird vom Verfasser ausführlich beschrieben und gewürdigt. Von grossem Interesse sind auch die technischen und handwerkskundlichen Ausführungen, die

durch entsprechende photographische Dokumentation ergänzt werden. In der Typenreihe sind zu den bisher einzigen Masken des sogenannten orientalischen Typs aus Straubing nun auch aus Eining eine Maske und Fragmente aus Künzing und Carnuntum anzuführen.

Am rätschen Limes wurden bisher nicht weniger als 40% aller bekannten Paraderüstungen gefunden. 1979 ist bereits ein weiterer Hortfund mit Rüstungsteilen aus Weissenburg dazugekommen (vgl. vorläufig H. J. Kellner, Mitteilungen d. Freunde d. Bayer. Vor- und Frühgesch. 16, 1980), der das Gewicht Rätians noch erhöht.

Stefanie Martin-Kilcher

Bernhard Overbeck: Geschichte des Alpenrheintals in römischer Zeit aufgrund der archäologischen Zeugnisse. Teil II: Die Fundmünzen der römischen Zeit im Alpenrheintal und Umgebung. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Band 21. C.H. Beck-Verlag, München 1973.

Der Verfasser legt mit dem hier anzuzeigenden Teil II seines Werks, das aus einer Münchner Dissertation entstanden ist, den Münzkatalog vor. Teil I wird «die Kleinfunde und die historisch-archäologische Gesamtauswertung» (S. 7) enthalten.

Aus der Einsicht, dass die «Fundmünzen der römischen Zeit» zentral zu erfassen und katalogmässig zu edieren sind, erscheint im benachbarten Deutschland seit zwanzig Jahren das gleichnamige Münzcorpus (FMRD), von dem heute bald zwanzig Bände vorliegen. Der Verfasser hat mit seinem Teil II, der sich «im äusseren Bild ... an das im FMRD gegebenen Schema» (S. 9) anlehnt, als erster die Fundmünzen eines grösseren Gebiets der heutigen Schweiz bearbeitet und veröffentlicht. Bisherige ähnliche Editionen konzentrierten sich – verständlicherweise – auf wichtige Orte wie Vindonissa (C. M. Kraay; Th. Pékary) und Aventicum (H. M. v. Kaenel; A. v. Vietinghoff; F. Koenig). Es ist eines der wichtigsten desiderata der römischen Forschung der Schweiz, auch die Fundmünzen ausserhalb der städtischen Zentren regionenweise aufzunehmen und zu veröffentlichen. Ohne derartige Münzkataloge hängen unsere Aussagen über die römische Besiedlung streckenweise in der Luft.

Das vom Verfasser gewählte Arbeitsgebiet, das Alpenrheintal, umfasst den ganzen Kanton Graubünden einschliesslich das zur Donau entwässernde Engadin, nicht jedoch Mesocco und Bergell (wenn schon über das Alpenrheintal hinausgegriffen wird, hätte man besser gerade den ganzen Kanton eingeschlossen), die östlichen Teile der Kantone St. Gallen und Thurgau sowie das ganze Fürstentum Liechtenstein und das ganze Land Vorarlberg. Von den 160 Fundplätzen, die der Katalog nach politischen Regionen gliedert anführt, betrifft fast die Hälfte den Kanton Graubünden (Nrn. 83–159) und ein Fünftel die Kantone Thurgau und Sankt Gallen (Nrn. 36–66). Leider sind die Fundstellen nicht konsequent nach der jeweiligen politischen Gemeinde angeführt; die deshalb notwendigen Querverweise sind uneinheitlich (S. 231 ff; z. B. Biberlikopf, Gde. Weesen, fehlt unter Weesen).

Karte 1 zeigt wohl das Arbeitsgebiet im Umriss, doch fehlen die wichtigsten politischen Grenzen und/oder die 160 Fundplätze, die der Leser – vielleicht vorläufig – mit Hilfe topographischer Karten eruieren muss. Man vermisst auch einen Hin-

weis auf die obere zeitliche Grenze, bis zu der Münzen aufgenommen wurden; laut Karte 11 (mit Liste) ist dies offenbar die Zeit um 700. Die beiden Schatzfunde von Ilanz (um 800 bzw. um 900) fehlen (vgl. jetzt B. Overbeck, *Archäologie der Schweiz* 2, 1979, 119 ff.), doch erscheint als spätestes Stück (S. 206) eine Münze des Johannes Zimisces (969–976).

Der Münzkatalog selbst ist in numismatischer Hinsicht bereits kritisch besprochen worden (M. Mackensen, *Bayer. Vorgeschichtsbl.* 40, 1975, 156 ff.; H. Chantraine, *Germania* 54, 1976, 254 ff.; F. Koenig, *Schweizer Münzbl.* 27, 1977, 53 f. und *Schweizer Num. Rundschau* 56, 1977, 122 ff.). Der Archäologe vermisst im Katalog die Münzfunde aus der grossen Nekropole von Bregenz (vgl. *Jahrb. f. Altertumskunde* 3, 1909, 98 ff.; 4, 1910, 33 ff.). Auch hätte er es begrüsst, wenn die Fundmünzen aus Chur (S. 181 ff., Nr. 1–361) wenigstens nach den beiden topographisch wichtigsten Stellen, «Welschdörfli» bzw. «Hof», getrennt vorgelegt worden wären. (Welche der auf S. 192 ff. genannten Fundpunkte in Chur liegen im Bereich des vicus Welschdörfli, welche sicher nicht?) Zu den Churer Goldmünzen Nrn. 60, 119 und 358 vermisst man z. B. die Literaturzitate *JSGU* 24, 1932, 68; 53, 1966/67, 133 f.).

Erste Eindrücke vom grossen Wert dieses Münzkatalogs und aller derartiger Arbeiten vermitteln die Karten, die Teil II beigegeben wurden: Sie zeigen das Vorkommen von Schatz- und Einzelfunden während bestimmter Zeitabschnitte, von augusteischer Zeit bis ins frühe 5. Jahrhundert (Karten 2–9), sowie die Fundorte der Solidi der 1. Hälfte des 5. Jahrhunderts (Karte 10) und der frühmittelalterlichen Münzen (Karte 11).

Die Bearbeitung von Fundmünzen ist – und dies haben gerade auch die kritischen Äusserungen zu diesem Katalog gezeigt – mit enormem Zeitaufwand und mühseligen Recherchen verbunden, insbesondere wegen der Unachtsamkeit früherer Forscher, die das meiste bereits zu wissen vermeinten. Dass die in der Regel unscheinbaren Fundmünzen vielfältige bedeutende Resultate (und Fragen!) bescheren, werden sicher auch der Kommentar zu den genannten Karten und die Auswertung des archäologischen Fundstoffs im angekündigten Teil II zeigen, den wir mit Spannung erwarten.

Max Martin

Alice Sz. Burger: *Das spätromische Gräberfeld von Somogyszil*. *Fontes Archaeologici Hungariae*, Budapest 1979. 135 Seiten und 43 Tafeln.

In der sehr nützlichen Reihe der *Fontes Archaeologici Hungariae*, die mit wissenschaftlichen Katalogen und kurzen kommentaren Materialien verschiedener Epochen aus Ungarn zugänglich macht, legt A. Sz. Burger das 1964–1968 ausgegrabene spätromische Gräberfeld von Somogyszil vor. Somogyszil liegt gute 50 km nordwestlich von Pécs (Sopiane) in der Nähe wichtiger antiker Strassenverbindungen. In 300 m Entfernung vom Gräberfeld konnte, jenseits eines Bächleins, durch Prospektion die zum Gräberfeld gehörige Siedlung ermittelt werden, die nach A. Sz. Burger ländlichen Charakter besass.

Das auf mindestens zwei Seiten von einem Graben eingefasste Areal des Friedhofs scheint früher gewerblich genutzt worden zu sein, wie ein Töpferofen und ein Schmelzofen unbekannter Deutung vermuten lassen.

Der 148 Bestattungen zählende Friedhof ist bis auf etwa 30 Bestattungen vollständig erfasst worden. Ausser drei Brandgräbern (davon zwei mit spätromischem Inventar) handelt es sich um O–W bzw. NO–SW orientierte Bestattungen; nur fünf sind N–S gerichtet. 14 lagen in Ziegelgräbern, die übrigen waren Erdbestattungen.

Nur etwa 30 Tote waren ohne Beigaben bestattet worden; die übrigen Gräber enthielten Reste der Kleidung, des Schmucks, Münzen, Geräte, Speise und Trank. Nebst in Pannonien geläufigem Fundgut sind unter anderem Objekte eindeutig germanischen Charakters zutage gekommen, die erst im Rahmen einer grossräumigen Analyse beurteilt werden können. – Nach den Beigaben datieren die Gräber vom ersten Viertel des 4. bis ins beginnende 5. Jahrhundert.

Neun Indizes (I–IX) schlüsseln den Fundstoff nach Typen auf; bei Index IX (Münzen) fehlen allerdings die Gräber 32, 63, 75, 128 und 141, überhaupt bestehen zwischen Münztafeln 1–8 und der Liste S. 77 f. mehrere Differenzen.

Man darf dankbar sein, dass die Funde vor der eigentlichen wissenschaftlichen Auswertung bekanntgemacht werden.

Stefanie Martin-Kilcher

Helvetia Archaeologica, 10/1979 – 39–40

Cahier consacré à la ville romaine de Martigny

I. Léonard Closuit: *Octodurus, Forum Claudii Vallensium, La cité romaine du Valais*, pp. 95–103; *Les monuments de Forum Claudii Vallensium et leurs fouilles*, pp. 104–116; *Forum Claudii Vallensium, Les principales trouvailles archéologiques faites depuis 1874*, pp. 117–140.

L'auteur de ces articles est la principale cheville ouvrière de la Fondation Pro Octoduro, créé en 1972. Passionné d'histoire et d'archéologie, il s'est beaucoup dépensé pour faire reconnaître l'importance archéologique de la ville de Forum Claudii Vallensium. C'est en bonne partie grâce à ses efforts et à sa persévérance que les fouilles de Martigny se sont vues reconnaître un statut officiel et d'importance nationale. A ce titre, nous lui devons beaucoup de reconnaissance.

Mais M. Closuit se veut aussi auteur, ce qui, à nos yeux, ne lui réussit guère; sa dernière publication en est un exemple frappant. Il s'agit d'une oeuvre de compilation qui fait montre d'un manque de connaissances appropriées, d'esprit critique et de synthèse. L'auteur a tenté de dresser l'état actuel de nos connaissances sur la ville romaine de Martigny, d'où une énumération de faits et de constatations d'ordre archéologique qui laisse le lecteur sur sa faim. Nous n'avons pas été avertis de cette publication, alors qu'à plusieurs reprises, et ce sans que nous le lui ayons demandé, M. Closuit nous avait affirmé qu'il ne publierait jamais rien sur les fouilles récentes de Martigny. Ainsi, ayant foi en ses dires, avons-nous remis à la Fondation Pro Octoduro, dont il est le trésorier, l'archiviste et le bibliothécaire, des documents sans faire de réserves quant à leur éventuelle utilisation dans une publication. M. Closuit avait certes le droit de changer d'avis; il aurait pu nous en avertir et ne pas user, sans notre assentiment, de documents que nous avions remis aux Archives de la Fondation Pro Octoduro. En outre apparaissent, aux pages 113 et 114 du deuxième article, de petits plans

des fouilles exécutées en 1979, plans qui, à l'heure où nous écrivons ces lignes, n'ont pas encore été publiés! Notons qu'à une exception près (et encore la référence n'est-elle pas complète!) toutes les illustrations (photographies et plans) émanant de notre bureau de Martigny, qu'elles soient reproduites telles quelles ou recopiées, voire légèrement transformées, n'ont pour tout crédit, dans la rubrique «Bildnachweis» que l'indication «Archivbilder», quand elles ne sont pas attribuées à d'autres. Par exemple, le plan archéologique figurant aux pages 106–107 n'est autre que la reproduction du plan illustrant nos articles sur les fouilles de Martigny, paru dans les *Annales Valaisannes* LIV 1979, pp. 63–79, pl. I. On y a supprimé des signes se référant à nos articles, corrigé une faute d'orthographe et enlevé l'indication de l'auteur du plan; ce dernier est alors désigné comme «Archivbild»! A ce propos, relevons que le rédacteur de la revue a reconnu être le seul responsable de la rubrique «Bildnachweis».

Il serait fastidieux d'énumérer toutes les erreurs, toutes les inexactitudes dont les textes de M. Closuit fourmillent, dès les premières lignes; nous nous contenterons d'en relever quelques unes, particulièrement frappantes. Il n'est en effet pas de nos intentions de récrire ici une histoire complète de la ville romaine de Martigny, de son développement ..., ce que nous serions amenés à faire si nous voulions les énumérer toutes. On peut s'étonner qu'elles aient échappé au rédacteur de la revue, spécialiste en la matière, qui a pourtant relu les textes.

1. *Octodurus, Forum Claudii Vallensium, La cité romaine du Valais*

Dès les premières lignes, on apprend que «le nom celtique d'Octodurus» signifie étymologiquement «une citadelle étroite fermée par des tours ou des portes AU NOMBRE DE HUIT». Ainsi donc *octo*, en langue gauloise, signifie huit! Aucun linguiste n'y avait encore pensé!

Aux pages 102–103 est donnée une traduction des chapitres 1 à 6 du livre III du *Bellum gallicum* de César. A quelques virgules près, deux lignes oubliées et une demi-douzaine de mots changés ou mal recopiés, il s'agit de la traduction de Maurice Rat, parue en 1964 aux éditions Garnier-Flammarion, ce qui n'est pas signalé. Malheureusement, cette traduction est fautive en ce sens qu'au prix d'une phrase incompréhensible, elle signale simplement qu'une rivière (la Dranse) coupait en deux la petite vallée de Martigny, alors que le texte de César précise bien que c'est le *vicus*, le bourg gaulois, qui est partagé en deux par la rivière. Cette erreur de traduction permet à M. Closuit de situer le bourg dont parle César sur des hauteurs, ce que l'on ne saurait admettre.

La succession de différentes agglomérations dans la plaine de Martigny est présentée d'une manière très embrouillée: une cité portant le nom de Forum Augusti Vallensium (que suivant l'auteur on pourrait supposer être une création de l'empereur Auguste) aurait été la première *colonie romaine* du Valais, alors que jamais les Romains n'ont envoyé officiellement des colons dans cette région. Cette «colonie» aurait remplacé un *vicus* romain construit vers 15 av. J.-C. (Quel est le fondement d'une telle affirmation?) Au même emplacement se serait élevé, plus tard, la ville de Forum Claudii Vallensium.

Le col du Grand Saint-Bernard est la «véritable limite naturelle entre l'Hélie et la Gaule cisalpine», selon M. Closuit (page 95). Est-il besoin de rappeler que le Valais ne fit jamais partie de l'Hélie? A l'époque romaine, il n'appartenait même pas à la même province!

2. *Les monuments de Forum Claudii Vallensium et leurs fouilles*

Il n'est fait nulle part mention dans le texte de la répartition en *insulae* du centre de la ville romaine alors que cette répartition apparaît sur le plan archéologique des pages 106–107. Dans ce même ordre d'idées, les différentes structures qui appartenaient à un *téménos* (vaste enclos sacré) signalé sur le plan archéologique, sont traitées séparément, pas même à la suite les unes des autres, sans renvoi.

L'amphithéâtre n'a jamais possédé deux murs d'enceinte; les murs que les archéologues ont découverts à l'extérieur du mur elliptique n'ont jamais été continus; le plus long, au sud-est, est un mur de soutènement (il possède deux «têtes» bien construites et encore parfaitement visibles); les autres appartiennent vraisemblablement à des rampes d'accès.

Pour la petite histoire, signalons à M. Closuit que M^{lle} C. Meylan, licenciée en archéologie, a occupé le poste de surveillant de chantier et de technicien de fouilles pendant deux années consécutives (1978 et 1979). A ce titre, elle n'a assumé aucune responsabilité scientifique, ni dirigé le chantier.

3. *Forum Claudii Vallensium. Les principales trouvailles archéologiques faites depuis 1874*

Pour beaucoup d'objets présentés dans cet article, il n'est pas précisé le lieu de dépôt actuel, ce qui est regrettable. Ainsi, le chapiteau illustré en page 117, la bague, les vases à parfum, le miroir et les épingles à cheveux en os illustrés à la page 127, la statuette de Minerve de la page 129, les monnaies d'or de la page 131 sont exposés au Musée archéologique de Sion. La chevalière en or de la page 127 n'a pas été trouvée à Martigny, comme on pourrait le croire, mais près du hameau du Brocard, à quelque trois kilomètres du centre de la ville antique, en 1906. En ce qui concerne les monnaies d'or trouvées dans l'aile nord-est du forum, en 1896, signalons qu'on en a découvert 14 et non pas 13 le 22 décembre (5 de Néron) et 5 autres monnaies d'or le lendemain, non loin du premier lieu de trouvaille (1 Néron, 2 Vespasien, 1 Titus, 1 Domitien). L'aureus d'or de Titus figurant en deuxième position sur la photographie de droite de la page 131 a été trouvé le 23 décembre. L'avant-dernière monnaie de la même photographie (Tibère) ne faisait pas partie du même lot. On ne sait même pas si elle a été trouvée à Martigny.

4. *Bibliographie*

On ne tiendra pas rigueur à l'auteur d'avoir oublié de citer quelques articles, mais on peut s'étonner de trouver dans cette bibliographie la mention «François Wiblé, ... journaux des fouilles d'Octodurus de 1973 à 1979», journaux auxquels il n'a jamais eu accès. S'il avait vraiment lu, et lu attentivement, les articles et ouvrages mentionnés dans sa bibliographie, il n'aurait certainement pas commis autant d'erreurs.

En résumé, on peut affirmer que les articles de M. Closuit n'apportent absolument rien de neuf pour la connaissance de la ville romaine de Martigny. Au contraire, à cause des erreurs et des inexactitudes dont ils fourmillent et du fait de grandes lacunes, ces textes faussent l'image que nous avons actuellement de la ville de Forum Claudii Vallensium et de son histoire. Avec cette publication refont surface et sont affirmés comme vérités établies d'anciens poncifs dont nous croyions être à jamais débarrassés.

Ainsi, en regard de ce que nous avons établi ci-dessus et au vu des circonstances dans lesquelles ils ont vu le jour, éviterons-nous désormais de faire référence à ces articles qui, à nos yeux, n'auraient pas dû paraître et qui, nous le déplorons, ont jeté et jetteront encore le trouble dans bien des esprits.

II. Gerold Walser: Martigny als römische Strassenstation, pp. 141–156.

Comme tout ce que publie M. G. Walser, cet article est excellent. On peut signaler que M. Walser a eu l'amabilité de nous informer de son intention de l'écrire. Il ignorait alors que le cahier entier était consacré à la ville romaine de Martigny.

III. Rudolf Degen: Spanisches Olivenöl und andere Handelswaren für Octodurus, pp. 157–178.

On ne peut que regretter l'absence, dans cet article, de l'indication des lieux de dépôt des objets dont il est fait mention (Musée National de Zurich, Musée archéologique de Sion, Musée du Grand Saint-Bernard). Cet article, très général, ne met en évidence aucune particularité propre à la ville romaine de Martigny. Les objets cités se retrouvent dans presque toutes les fouilles de localités gallo-romaines du plateau suisse ou d'ailleurs. On peut signaler aussi que la provenance martigneraise de beaucoup d'objets déposés au Musée archéologique de Sion (dont certains sont pris en considération par M. Degen) n'est pas assurée.

IV. Léon Dupont-Lachenat: L'Evêché d'Octodure, pp. 179–190.

Cet article ne nous semble apporter aucun document nouveau pour la connaissance du début du christianisme en Valais. Les évêques désignés comme «octoduriens» (*Octodorenses*) ou «de la cité octodurienne» (*civitas Octodorensis*) ont-ils vraiment résidé à Martigny? Quelle réalité leur titre recouvre-t-il? La question est actuellement très controversée.

Comme l'a suggéré l'abbé François-Olivier Dubuis, archéologue cantonal (Vieux Martigny, Association pour la sauvegarde du patrimoine de Martigny, *Bulletin n° 2 – 1978*, p. 6), il se pourrait bien que l'église paroissiale de Martigny, portant le vocable de Notre-Dame des Champs, en tout cas dès le XII^e siècle, «soit simplement l'héritière d'une très ancienne église funéraire bâtie à l'écart des centres habités, sur un cimetière» et ainsi ne perpétue pas l'antique cathédrale des évêques d'Octodure, comme on l'a admis jusqu'à présent.

Direction des fouilles d'Octodurus
François Wiblé

Rainer Christlein: Die Alamannen. Archäologie eines lebendigen Volkes. Konrad-Theiss-Verlag, Stuttgart 1979², 298 Seiten, 112 Tafeln, davon 54 farbig, 135 Zeichnungen und Karten im Text.

Der anzuzeigende Band erfüllt die durch den Titel erweckten Erwartungen voll und ganz, wobei der Rezensent das Gewicht vor allem auf das Wort «lebendig» legen möchte. Dass das Alemannentum noch überaus lebendig ist, weiss man immer mehr. Indessen, noch selten ist einem breiteren Publikum eine so packende und lebendige Präsentation der archäologischen Arbeit, ihrer modernen Methoden und Fragestellungen, ihrer Resultate vorgelegt worden wie hier. Ob es nun um die Darstellung der Erschliessung des Landes (die ja das heutige Besiedlungsbild vorgeprägt hat) und der Siedlungsform, um die Interpretation der Gräberfelder und Grabfunde in soziologi-

scher, wirtschaftlicher, kultureller und religionsgeschichtlicher Hinsicht geht, immer werden die Aussagen durch tabellarische Übersichten, Grabungspläne, Rekonstruktionszeichnungen und durch ein reiches, wohl kommentiertes Bildmaterial verdeutlicht. Diese Bilddokumentation, sie vor allem ist, was den informativen und ästhetischen Aspekt anbetrifft, von ganz einzigartiger Qualität. Ein Register der bedeutenden Fundstellen (z. T. mit Lagekarten) und eine Auswahlbibliographie beschliessen den Band. Übrigens – auch das Interesse an diesem Buch scheint lebendig zu sein: nach nur einem Jahr liegt hier bereits die zweite Auflage vor.

Guy P. Marchal

Alex R. Furger: Die ur- und frühgeschichtlichen Funde von Reinach BL (Neolithikum bis Hochmittelalter). Basler Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte, Band 3. Habegger-Verlag, Derendingen-Solothurn, 1978. 168 Seiten, 33 Abbildungen und 32 Tafeln.

Der dritte Band der Basler Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte ist der Gemeinde Reinach im Kanton Baselland gewidmet. A. R. Furger hat es sich zur Aufgabe gemacht, möglichst alle ur- und frühgeschichtlichen Funde dieses Kleinraumes zusammenzustellen und zu bearbeiten.

Vom Neolithikum bis ins Hochmittelalter sind sämtliche Epochen berücksichtigt. Nach einem kurzen Vorwort, das mit einem kleinen Kartenausschnitt Lage und Grösse der Gemeinde Reinach BL (6,98 km²) verdeutlicht, werden die verschiedenen Fundstellen entsprechend ihrer chronologischen Reihenfolge besprochen. Bei jeder Fundstelle werden als erstes topographische Verhältnisse, Entdeckung, Ausgrabung und Befund, soweit bekannt, erörtert. Anschliessend werden die Funde in einem ausführlichen Katalog beschrieben und mit Funden anderer Fundstellen verglichen. Ein kurzer Kommentar bringt Deutung und Interpretation der archäologischen Quellen. Anschliessend an jede Epoche wird versucht, die Reinacher Funde in einen kulturgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen. Nach diesem Hauptteil folgen ausführliche Listen und Nachweise zu den Verbreitungskarten sowie ein Literaturverzeichnis. Der Tafelteil am Schluss des Buches bringt auf 32 Tafeln Zeichnungen und Fotos von insgesamt 732 Funden und vier Verbreitungskarten frühmittelalterlicher Objekte.

Da in Reinach paläolithische und mesolithische Funde bis anhin fehlen, ist eine Besiedlung erst im Neolithikum festzustellen. A. R. Furger kann fünf jungsteinzeitliche Fundstellen namhaft machen, wobei diejenige von Reinach-Wannen besondere Beachtung verdient. Es handelt sich um eine Freilandstation mit einem reichhaltigen und vielfältigen Fundmaterial, bestehend aus Silexartefakten und Steinbeilen. Besonders Pfeilspitzen und Steinbeile sind in zahlreichen Varianten vertreten. Nach A. R. Furger lassen sich die Funde am ehesten mit Thayngen-Weiher vergleichen.

In der folgenden Bronzezeit geht die Funddichte stark zurück. Neben einem Streufund sind Leichenbrandreste und Keramikfragmente wohl eines Brandgrabes der Urnenfelderzeit zu erwähnen.

Auch in der Hallstattzeit erweist sich Reinach als nur schwach begangen. Bemerkenswert ist das durch A. R. Furger «wiederentdeckte» Tonnenarmband aus Bronzeblech. Es stammt aus einem Körpergrab, das bereits in den 1950er Jah-

ren entdeckt wurde, aber später wieder in Vergessenheit geriet.

Aus dem Beginn der Latènezeit sind drei Körpergräber aus Reinach-Egerten zu nennen, während die späte Latènezeit nur durch eine einzige Bodenscherbe vertreten ist.

Stärker wird der Fundanfall erst wieder in römischer Zeit. Als wichtigste Stelle sei Reinach-Brüel aufgeführt, wo in den Jahren 1969/70 ein kleines Brandgräberfeld entdeckt wurde. A. R. Furger konnte durch sorgfältige Deutung der Fundzonen (die Gräber waren alle durch den Pflug gestört) fünf Brandgräber mit unterschiedlichen Bestattungsarten ausfindig machen. Es handelt sich um zwei Brandgrubengräber, ein Brandschüttungsgrab und zwei Urnengräber. Der kleine Friedhof wurde von der Mitte des 1. Jahrhunderts bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts angelegt. Funde aus der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts lagen auf der ganzen Grabungsfläche verstreut und wiesen ebenfalls Brandspuren auf, was A. R. Furger veranlasste, sie als Überreste älterer zerstörter Gräber zu interpretieren. Reinach liegt im Gebiet der römischen Colonia Augusta Raurica, und die frühen Funde belegen erstmals die landwirtschaftliche Erschliessung des unteren Birstales in frühromischer Zeit.

Ein weiterer Schwerpunkt im Reinacher Fundmaterial bildet das kleine frühmittelalterliche Gräberfeld beim Rankhof, zirka 200 m vom mittelalterlichen Dorfkern entfernt. Es sind davon bis jetzt mindestens 25 Bestattungen bekannt, wobei zwei verschiedene Grabformen beobachtet wurden: Erdbestattungen und Plattengräber, alle in west-östlicher Richtung angelegt. Die durch B. Kaufmann vorgenommene anthropologische Untersuchung ergab neun Männer- und neun Frauengräber. Sieben Gräber blieben unbestimmbar. Die Altersverteilung zeigt, dass es sich hier offenbar um einen Erwachsenenfriedhof handelt, da nur zwei Individuen das Erwachsenenalter noch nicht erreicht hatten. Die dazugehörenden Kindergräber sind bis jetzt nicht bekannt. Die Toten wurden alle mit dem Kopf im Westen in gestreckter Rückenlage und mit gestreckten Armen niedergelegt. Sie erhielten zahlreiche Beigaben mit ins Grab: Perlenketten, Gürtelschnallen, Ohrringe usw. für Frauen; Spatha, Sax, Lanze, Schild, Gürtelgarnituren usw. für Männer. Kämme, Taschen, Messer und Keramik sind für beide Geschlechter belegt. Die Beigaben datieren den Friedhof ins späte 6. und ins 7. Jahrhundert.

Aus dem Hoch- und Spätmittelalter sind wiederum nur wenige Kleinfunde bekannt, die aber doch materielle Hinweise auf das in Urkunden bezugte mittelalterliche Reinach darstellen.

Ein letzter Abschnitt behandelt schliesslich einige Objekte unbekannter Zeitstellung, die im Raume Reinach gefunden wurden.

Im vorliegenden Werk ist es A. R. Furger gelungen, in übersichtlicher und kurz gefasster Weise eine Fülle von Material aus alten Museumsbeständen einerseits und neuesten Ausgrabungen andererseits zu einem ansprechenden archäologischen Gesamtbild zusammenzufassen. Dank sorgfältigen Nachforschungen konnte er in der kleinen Gemeinde Reinach Funde aus sämtlichen Epochen, wenn auch in unterschiedlicher Dichte, vom Neolithikum bis ins Hochmittelalter nachweisen.

Es ist zu hoffen, dass weitere monographische Darstellungen von Kleinräumen in dieser neuen Art folgen werden, damit sich mit der Zeit daraus ein vertieftes Bild der Siedlungsgeschichte und der kulturellen Zusammenhänge grösserer Gebiete ergibt.

Geneviève Lüscher

Festschrift Elisabeth Schmid zu ihrem 65. Geburtstag. Hrsg. von: L. Berger, G. Bienz, J. Ewald, M. Joos. Basel 1977. 312 Seiten, Abbildungen im Text.

Die Festschrift, die Elisabeth Schmid zu ihrem 65. Geburtstag überreicht wurde, sollte nach den Worten ihrer Herausgeber «die Anfänge menschlicher Präsenz in der Regio Basiliensis, die Erforschung der natürlichen Umwelt des Menschen sowie die Zeugnisse der handwerklichen und gewerblichen Tätigkeit von der Frühzeit bis ins 19. Jahrhundert» belegen, um damit das Wirken der Jubilarin in seiner ganzen interdisziplinären Breite widerzuspiegeln («Glückwunsch-Adresse» S. VIII). Herausgebern und Autoren ist das in einem Masse gelungen, zu dem man sie – und die Jubilarin – nur beglückwünschen kann, das es freilich auch fachlich Spezialisierteren erschwert, jedem einzelnen Beitrag in der ihm gebührenden Weise gerecht zu werden: Die Bandbreite der Beiträge erstreckt sich von röntgendiffraktometrischen Untersuchungen an «kieseligen Konkretionen» (S. 204 ff.) bis zur Erkenntnis, dass Kaiserin Eugénie 1854 durch die Aufstellung von Ruhebänken für lastentragende Marktfrauen als «Frau für andere Frauen sorgte» (S. 44)!

E. Schmid's Forschungen auf dem Gebiet der Geologie, Archäo-Sedimentologie, Petrografie, Paläoklimatologie und zur Technologie der Steinzeit, insbesondere der Silexgewinnung und dem Silexbergbau, finden ihren entsprechenden Niederschlag in neun Aufsätzen, deren Autoren ein Drittel des 27 Titel umfassenden Inhaltsverzeichnis einnehmen. Über die Geologie der Regio Basiliensis informiert der Beitrag von L. Hauber und D. Barsch: «Zur Geologie und pleistocänen Entwicklung des Talkessels von Reigoldswil» (S. 85 ff.), die neue C14-Daten veröffentlichen. Hier wünscht man sich nur eine grössere Übersichtskarte, um den Fundort einordnen zu können, ein Wunsch, der übrigens auch in einigen anderen Fällen offenbleibt. Auch wenn es Schweizern unfassbar scheint – nicht jeder Leser kennt das Rheinknie wie seine Westentasche!

Neben der Veröffentlichung von archäologischen Fundkomplexen mit eher lokaler Bedeutung (S. Unser: «Alt- bis mittelpaläolithische Abschlagkulturen von Schliengen-Liel, Ldkr. Lörrach (S. 273 ff.); E. und N. Jagher-Mundwiler: «Ein jungpaläolithischer Silexschlagplatz im Lützelal, Löwenburg-Ziegelacker, Gem. Pleigne, Kanton Bern» (S. 135 ff.) beansprucht «das bisher älteste Artefakt der Schweiz», ein Silex-Faustkeil aus Pratteln, der am «Ende der Mindel- oder in einer Frühphase der Risseiszeit» gefertigt worden sein soll (R. d'Aujourd'hui, S. 1 ff.), überregionales Interesse. Inwieweit die geologische Situation der Fundstelle diese Datierung zulässt (S. 12, Anm. 16), vermag ich nicht zu beurteilen. Unabhängig davon besticht die mikroskopische Analyse des Autors, die subtile Aussagen über Handhabung und Funktion des Gerätes erlaubt. Dieses von d'Aujourd'hui in seiner Dissertation (S. 5, Anm. 2) erläuterte Verfahren sollte auch künftig eine wünschenswerte Vereinfachung der traditionellen makroskopischen Betrachtungsweise und eine exaktere Terminologie der vielfach unsignifikanten Abgrenzungen in die herkömmlichen Gerätetypen erlauben.

Mit terminologischen Fragen beschäftigt sich auch der Aufsatz von H. Müller-Beck: «Ein Beitrag zur urgeschichtlich-archäologischen Terminologie» (S. 187 ff.). Ihm geht es allerdings um das übergeordnete Problem der Vereinheitlichung von Begriffsbestimmungen wie Inventar, Komplex, Industrie und Kultur, unter denen die Urgeschichte bzw. die Vor- und Frühgeschichte materielle Hinterlassenschaften unterschiedlich subsumieren. Anhand der Tatsache, dass es konsequenter wäre, von «Cortailod-Industrien» einerseits und «Magdalénien-

Kultur» andererseits zu sprechen, weist Müller-Beck darauf hin, wie unsystematisch innerhalb der Archäologie der Begriff Kultur verwendet wird und wie wenig seine Verwendung dem «Normalbezugssystem» (d. h. dem der Nichtarchäologen) entspricht – was dem fächerübergreifenden Verständnis wenig förderlich ist.

Die Tatsache, dass «die Herkunftsbestimmung des Rohmaterials (des Faustkeils von Pratteln) ... vorläufig offenbleiben» muss (S. 5), zeigt, wie wichtig Untersuchungen wie diejenige von W. B. Stern: «Zur Geochemie einiger Silices aus der Regio Basiliensis» (S. 204 ff.) sind, die der Provenienz spezifischer «kieseliger Konkretionen» nachgeht. Allerdings bestätigt eben diese Untersuchung an nur 32 Proben eben auch wieder einmal, dass naturwissenschaftliche Methoden auf repräsentative Stichproben angewiesen sind, um im Sinne der Wahrscheinlichkeit signifikante Ergebnisse zu erzielen, und dass der hierzu notwendige «apparative und zeitliche Aufwand» (S. 212) beträchtlich ist. Hier klaffen zwischen den Problemen der Archäologie, wie die Geisteswissenschaftler sie betreiben, und den Möglichkeiten, die die Naturwissenschaften bieten, noch immer grosse Lücken, die nur durch den gezielten Aufbau von Forschungsinstituten gelöst werden können, die überregional und interdisziplinär arbeiten müssen, um personell und finanziell ökonomisch zu bleiben.

In der Schweiz ist zur Lösung dieser Probleme gerade durch die Arbeit von E. Schmid schon Bahnbrechendes geleistet worden durch ihre Gründung des Laboratoriums für Urgeschichte in Basel 1953. Beispielhaft für dessen Arbeit ist der Festschriftbeitrag von B. Imhof, S. Jacomet, M. Joos, H.-R. Kissling, B. Ritter und J. Schibler: «Naturwissenschaftliche Untersuchungen zur Spätlatène-Siedlung Basel-Gasfabrik» (S. 91 ff.), der Fragen zur Sedimentologie, Malakologie (Mollusken), Botanik und Osteologie betrifft. Im Vordergrund stehen Erkenntnisse zur Genese der Kulturschichten und einer Grube (Nr. 219), die in den Jahren 1974–75 von R. d'Aujourd'hui und A. Furger-Gunti ausgegraben worden sind. Die Sedimentanalyse vermag die anthropologischen Eingriffe von natürlichen Vorgängen zu trennen, wodurch die subjektiven Beobachtungen der Ausgräber teils objektiviert, teils aber auch korrigiert werden. Die Malakologie erlaubt, die Mehrphasigkeit der Grube 219 zu bestimmen – als Vorratsgrube, als Abtritt, als Abfalldéponie. In Verbindung mit der Sedimentanalyse lassen sich in ihr «Phasen schneller Einschüttung» von «langsamem, natürlichem Sedimentzuwachs» (S. 131) unterscheiden, was für die chronologische Interpretation der Artefakte von Bedeutung sein wird. Die Bestimmung der Holzarten liefert im Vergleich mit dem natürlichen Bewuchs der Umgebung Aufschlüsse über die vorzugsweise Verwendung als Brenn- bzw. Bauholz: Tannenholz z. B. musste aus 10–20 km Entfernung herangeschafft werden und ist deshalb wohl nur zu Konstruktionszwecken verwendet worden. Die unterschiedliche Häufung von Eiche, Buche oder Tanne in den Gruben weist also auf die kontinuierliche Benutzung als Abfalldéponie für Brennholzreste hin, bzw. auf verstärkte Bautätigkeit z. B. als Folge eines Brandes. Auch eine von den Ausgräbern als Pfostenloch definierte Grube erwies sich durch ihre Holzkohlenanalyse als Auffüllung aus Brennholzresten und verbrannten Konstruktionselementen. Der spezielle Wert einer solch detaillierten Analyse liegt natürlich in erster Linie in seiner Aussagekraft für die Grabung Basel-Gasfabrik, aber darüber hinaus auch in seiner paradigmatischen Bedeutung für Ausgrabungen jeglichen Charakters, für archäologische Arbeit der Zukunft schlechthin.

Ähnliches gilt auch für die Analyse der Tierknochen, die zwar für die Schichtgenese nicht weiterführend ist und sich in unsere Kenntnisse von spätkeltischem Viehbestand und dama-

liger Fleischnahrung einfügt, aber wichtige Interpretationshinweise für osteologische Befunde jeglicher Art beinhaltet: Aufgrund der intensiveren Schichtkompression waren die Knochen aus den Plana stärker fragmentiert, also wohl auch schwieriger zu bestimmen und in ihrer Mindestindividuenzahl daher unterrepräsentiert. In den Gruben andererseits war das Durchschnittsgewicht der Knochen höher, und ihre Zusammensetzung zeigte, dass Schlachtabfälle gezielt deponiert wurden. Die Mahnung an den herkömmlichen «Scherben-Archäologen», nicht nur auffälligen und spektakuläre Ergebnisse verheissenden Tierknochenfunden aus Gruben Beachtung zu schenken, ist an dieser Stelle wohl nicht ganz überflüssig! Die auffällige Tatsache, dass sich die Tierknochenzusammensetzung in den Gruben so stark unterscheidet (S. 126), wird für die endgültige Interpretation der Siedlungsstruktur sicher von Bedeutung sein; für den Aussenstehenden ist sie vorerst nur zu konstatieren (störend wirkt sich dabei aus, dass in den laufenden Grabungsberichten zu Basel-Gasfabrik in der «Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde» jeweils, wenn überhaupt, nur Detailpläne veröffentlicht wurden, die eine Zusammenschau des Grabungsareals verhindern – vgl. den letzten Übersichtsplan bei L. Berger, *JbSGU* 58, 1974/75, 72, den man sich gern laufend ergänzt wünscht). Ebenso auffällig wie die erwähnte unterschiedliche Zusammensetzung ist auch die Tatsache, dass in den untersuchten Gruben von Basel-Gasfabrik das Rind überwiegt, in den Plana dagegen das Schwein («von Schaf/Ziege sind stets relativ grosse Mindestindividuenzahlen vorhanden», S. 128). Die Autoren, J. Schibler u. a., sind diesem Sachverhalt nicht weiter nachgegangen, aber seine Erklärung ergibt sich indirekt aus dem Beitrag von H.-P. Uerpmann: «Schlachtereitechnik und Fleischversorgung im römischen Militärlager von Dangstetten (Ldkr. Waldshut)» (S. 261 ff.). Seine genaue Analyse von Schlachtspuren an einem bis auf den Brustkorb vollständig erhaltenen Rinderskelett und derjenigen an Schweineresten lässt die Vermutung zu, dass Rinder geschlachtet, zerlegt, entfleischt und die Knochen «am Ort der Schlachtung» in eine Abfallgrube geworfen wurden, weil, wie ich meine, das Fleisch zum Abhängen («Steaks») oder zum Abkochen («Gulasch», «Fleischbrühe» – vgl. die S. 268 f. erwähnten Hinweise auf Auskochen) bestimmt war. Im Gegensatz dazu «spiegelt [die Zerlegung der Schweineknochen] die Portionierung des [leichter verderblichen] Fleisches» wider, und «die meisten Knochen [gelangten] erst am Ort des Verzehrs in die Abfallgruben» (S. 270). Plastisch gesprochen: die abgenagten Schweinshaxen wurden achtlos beiseite geworfen und traten sich fest: daher ihr Anteil in den Kulturschichten. Gleiche Schlacht- und Essgewohnheiten liessen sich z. B. auch bei den Speisebeigaben im römischen Gräberfeld von Kempten nachweisen: Obwohl das Rind «nach den Siedlungsfunden die wichtigste Rolle für die Ernährung spielte», waren Rinderknochen in den Gräbern im Vergleich zu denen vom Schwein sehr selten. Der Grund dafür könnte natürlich einmal in den Grabsitten liegen, zum anderen aber auch darin, dass das Rindfleisch ohne Knochen, also als essfertige Portion auf den Scheiterhaufen kam (M. Mackensen, *Römisches Gräberfeld von Kempten-Keckwiese* [1978], 172 ff.).

Mit der Kontinuität zwischen keltischen und römischen Essgewohnheiten beschäftigt sich auch die weniger numerische, aber amüsante Auswertung von G. E. Thüry: «Froschschenkel – eine latène- und römerzeitliche Delikatesse», S. 237 ff. Diese fand bei den Römern erst nördlich der Alpen Anklang, wie die Analyse eines Küchenbodens in Augst durch E. Schmid (*Basler Stadtbuch* 1967, 176 ff.) bewies. Es liegt nahe, zu vermuten, dass die Römer hier eine keltische Spezialität kennenlernten. Der einzige Hinweis darauf ist allerdings ein frühlatènezeit-

liches Wagengrab mit verschiedensten Tierresten, darunter 110 Froschknochen in einem Gefäß, die aber statt auf den keltischen Speisezettel genauso gut auf eine spezielle Grabsitte zurückgeführt werden könnten. Im allgemeinen beschränken sich die Speisebeigaben in keltischen und römischen Gräbern nämlich gleichermassen auf Rind, Schwein, Schaf/Ziege, wozu in römischer Zeit noch das Huhn kommt (vgl. L. Pauli, *Der Dürrnberg bei Hallein III* (1978), 84 ff.; M. Mackensen, a. a. O.). Ausnahmen dagegen wie Hunde, die eher als «Begleit-tiere ins Jenseits» mitgegeben worden sind (S. Martin-Kilcher, *Das römische Gräberfeld von Courroux im Berner Jura* [1976] 77), sind im Totenbrauchtum verhaftet.

Ihre archäo-osteologischen Untersuchungen waren für E. Schmid immer Ausgangspunkt für weiterführende wirtschaftsgeschichtliche und technologische Überlegungen (vgl. zuletzt: E. Schmid, *Beinerne Spielwürfel von Vindonissa, Ges. Pro Vindonissa 1978*, 54 ff.). Dazu bot sich das sozusagen vor der Haustür liegende Material aus Augst und Kaiseraugst von selbst an. Wirtschaftsgeschichtlich und technologisch interessante Funde von dort behandeln denn auch fünf Beiträge: L. Berger publizierte den bisher einzigen, vollständig erhaltenen Backofen nördlich der Alpen (S. 28 ff.). Auffällig ist dessen Kombination mit einer nach Berger (S. 32) gleichzeitigen Herdstelle, über der ein Kessel aufgehängt werden konnte, eine Kombination, die in Augst öfters vorkommt. Sie muss wohl auf das verschiedenartige Angebot der *tabernae* im Sinne von Kneipen zurückzuführen sein; um reine Verkaufsbäckereien im ausschliesslichen Sinn kann es sich nicht gehandelt haben (S. 38).

H. Bender veröffentlichte einen Malerkübel mit Farbresten der zugehörigen Wandmalerei (S. 20 ff.). Zu der von Bender (S. 27, Anm. 24 f.) aufgeführten Literatur über Malerutensilien kann jetzt noch der Aufsatz von H.-G. Bachmann und W. Czysz, *Das Grab eines römischen Malers aus Nida-Heddernheim, Germania 55*, 1977, 85 ff., nachgetragen werden (der dort neben 29 Farbtöpfchen gefundene grosse Doppelhenkelkrug könnte den zugehörigen Wasserbehälter darstellen, analog zu der Spitzfussamphore, die in Augst neben dem Malerkübel lag – S. 23).

S. und M. Martin haben das zerbrochene und mit Hilfe von Bleiklammern geflickte Tongeschirr aus Augst zusammengestellt (S. 148 ff.). Geflickt wurden leicht zu reparierende Gefässe wie Reibschalen oder teurer Import wie Terra Sigillata, insbesondere zu Beginn ihrer Einführung im 1. Jahrhundert, als dieses Geschirr noch Luxus war, bzw. in der Spätzeit, als es wieder dazu wurde. Diese Beobachtung hat sich ganz deutlich auch an dem Material aus dem *territorium legionis* von *Castra Regina* (Regensburg) bestätigt (Th. Fischer, *Das Umland des römischen Regensburg*. Ungedr. Diss. München 1978). Nachzutragen wäre hier noch, dass Bleiflickung nördlich der Alpen anscheinend doch schon vor den Römern praktiziert wurde (S. 164), weil in dem latènezeitlichen Grab 16 vom Dürrnberg bei Hallein aus dem 4. Jahrhundert bereits eine mit Blei geflickte Schale lag (E. Penninger, *Der Dürrnberg bei Hallein I* [1972], Taf. 15, 13; dazu das Corrigendum in: F. Moosleitner, L. Pauli und E. Penninger, *Der Dürrnberg bei Hallein II* [1974] 6).

Erwähnenswert ist hier noch der von T. Tomašević vorgestellte Glasschmelzofen des 4. Jahrhunderts aus Kaiseraugst (S. 243 ff.), der nur der Glasverarbeitung, nicht -herstellung gedient haben soll. Diese Differenzierung ist sicher schon für die mittlere Kaiserzeit richtig und wahrscheinlich für die spätrömische Zeit geradezu charakteristisch, als der Fernhandel durch die kriegerischen Zeitläufe immer empfindlicher gestört und die autarke Versorgung eine Notwendigkeit wurde (vgl.

hierzu W. Czysz, *Ein römischer Gutshof am Fundplatz 77/132 im Hambacher Forst. Sonderheft Ausgrabungen im Rheinland 1977* [1978] 126 f.). Nur die Rekonstruktion des Augster Ofens (S. 244, Abb. 2) befriedigt nicht, weil sie den Ofen von etwa 60 cm Durchmesser als oben offenen, 80 cm hohen Zylinder darstellt und es unwahrscheinlich ist, dass darin die notwendigen 900° zum Schmelzen von Glasbarren erzeugt werden konnten. Wahrscheinlich wurde der Ofen während jedes Schmelzvorganges wie die Töpferöfen mit Ziegeln und Erde abgedeckt, worauf auch die im Inneren aufgefundene «Ziegelmenge» schlies-sen lässt.

Unter den weiteren fünf Beiträgen zu wirtschaftsgeschichtlichen und technologischen Funden und Befunden aus vor-römischer und mittelalterlicher Zeit besticht der Beitrag von A. Furger-Gunti: «Zur Herstellungstechnik der Nauheimerfibeln» (S. 73 ff.) durch seine gründliche technologische Zergliederung, in Verbindung mit einer kulturgeschichtlichen Analyse. Furger-Gunti kann nachweisen, dass Nauheimer Fibeln aus Blech geschmiedet wurden, und geht im Anschluss daran auf «mögliche kulturelle Hintergründe für die Änderung der Fibelherstellung» in Latène C und D ein (S. 84). Sicherlich sind sie mit Trachtsitten in Verbindung zu bringen. Allerdings glaube ich nicht, dass der Unterschied zwischen grossen, verzierten Mantelfibeln einerseits und unsichtbar getragenen, unverzierten Fibeln andererseits zu suchen ist. Entscheidend für die Form und damit für die Herstellungstechnik war vielmehr, ob die Fibeln in der Aufsicht oder im Profil zu sehen sein sollten, bzw. ob sie hängend oder stehend getragen wurden.

Gegenüber der Reihe vorzüglicher Funddokumentationen und -analysen von Archäologen, Historikern und Naturwissenschaftlern fällt einzig der Beitrag eines Volkskundlers ab: «Über die Popularisierung urgeschichtlicher Forschungen» von H. Trümpy. Seine Exemplifizierung dieses wissenschaftstheoretisch wichtigen Begriffes verhält sich zur historischen Wirklichkeit gerade umgekehrt. Die von Trümpy zitierten Kalender des 19. Jahrhunderts waren zwar für Arbeiter und Bauern gedacht, aber natürlich nicht von ihnen gemacht, sondern von einem konservativen, national gesinnten Bürgertum. Dessen Hinwendung zur Geschichte und Vorgeschichte (und Volkskunde!) spiegelt teils – als Reaktion auf die französische Revolution – den bürgerlichen Kampf um den Nationalstaat wider, teils – im Zuge der Industrialisierung – den Wunsch nach Verschleierung der Klassengegensätze zugunsten einer mystifizierten Einheit von «Nation» oder «Volk». Die «Popularisierung» des 19. Jahrhunderts hat insgesamt (und nicht nur in der Schweiz) einen affirmativen Charakter, der historisch eher negativ als positiv zu beurteilen ist. Umgekehrt ist diese Popularisierung heute positiver zu bewerten, als Trümpy es tut, der sie für «gefährlich» hält, sowohl für die «geistige Oberschicht» wie «bei Laien» (S. 260). In einer demokratisierten Gesellschaft ist populäre Wissenschaft vielmehr ein berechtigter Anspruch von Laien und eine Notwendigkeit für Spezialisten, um ihr Fach vor der drohenden Isolation durch eine Zersplitterung in Geheimwissenschaften zu bewahren.

Es ist das besondere Verdienst dieser Festschrift, dass (fast) alle Beiträge, so spezialisiert sie auch sind, doch auch für den Leser der Nachbarwissenschaft den Lerneffekt vermitteln, um den es der Jubilarin offensichtlich immer ging: dass Geschichte nicht nur aus dem zufälligen Handeln von zufällig bekannt gewordenen Individuen besteht, sondern einen Zusammenfluss aus vielerlei Faktoren darstellt, deren Basis die natürlich-physischen Bedingungen und die wirtschaftlich-technischen Entwicklungsstufen bilden.

Im Sinne der beschworenen Popularisierung versage ich es mir aber, diesen Sachverhalt statt mit schlichten Worten in

einem Histogramm oder einer Summenkurve darzustellen, wie es die Verfasser der «Bibliographie Elisabeth Schmid» (S. XVIff.) zu Eingang dieses bemerkenswerten Gratulationsbandes getan haben!

Sabine Rieckhoff-Pauli

Roselle: Gli scavi e la mostra. Ed. Soprintendenza Archeologica della Toscana. Pacini Editore, Pisa. o.J. (1975). 134 Seiten, 22 Tafeln.

«La posizione di Roselle etrusca era particolarmente interessante, perché formava una testa di ponte che univa l'Etruria meridionale con la centrale, la costa con le città più interne della Media Etruria. Il suo territorio, infatti, doveva confinare con i Vulcenti, i Suanensi, i Saturnini, i Clusini; forse anche con gli Arretini, certo anche con i Volaterrani; ed era attiguo a quello di Vetulonia e Populonia. Una via commerciale doveva seguire l'Ombrone, che era per un tratto navigabile, e raggiungere così la Val d'Orcia e la regione chiusina» (R. Bianchi Bandinelli, zit. S. 3). Dieses Zitat aus Bianchi Bandinellis «Atene e Roma» (1925) gibt im ersten Kapitel (und im ersten Saal der Ausstellung) die historische Position Roselles im etruskischen Städtetz an. Die Publikation, die aus Anlass der Ausstellung bisheriger Forschungsergebnisse in Roselle im Museo archeologico e d'arte della Maremma in Grosseto im

Mai 1975 herausgegeben wurde, hat die Form eines Ausstellungsführers, indem die Kapitel nach Ausstellungsräumen gegliedert und überschrieben sind. Gleichzeitig sind die Überschriften jedoch so gewählt, dass das Buch auch als Führer für den Besucher der Ausgrabungen und der bereits konservierten Stadtteile im antiken Roselle selbst dienen kann.

Nach der Einführung, in der G. Maetzke die Forschungsgeschichte Roselles von der spärlichen Überlieferung antiker Autoren über die noch im 19. Jahrhundert nur sporadischen Grabungen bis zu den intensiven Untersuchungen um die Mitte des 20. Jahrhunderts darstellt, folgen die Kapitel, die zuerst den grösseren Rahmen abstecken (1. «Roselle», 2. «Le Necropoli»), um dann zu einzelnen Grabungskomplexen überzugehen (3. «Mura di Cinta», 4. «La Casa con Recinto» usw.). Weitere Abschnitte sind den Kleinfunden gewidmet («Terrecotte architettoniche ellenistiche», «Ceramica a vernice nera di produzione locale»).

Die letzten Kapitel gelten der Geschichte Roselles in römischer Zeit, die aus der etruskischen Stadt eine relativ bescheidene Siedlung gemacht zu haben scheint, und dem früh- und hochmittelalterlichen Roselle. Bis 1138 war Roselle noch Bischofssitz. Als dieser in das aufblühende Grosseto verlegt wurde, begann es in den alten Stadtmauern still zu werden. Urkundliche Nachrichten, die schon immer recht spärlich waren, fehlen von dieser Zeit an völlig, und die archäologischen Befunde zeigen, dass die Stadt bis auf unwesentliche Ausnahmen verlassen wurde.

Der übersichtliche, handliche Führer und Katalog ist ausgestattet mit einem Faltpfad, Grundriss- und Keramikzeichnungen und 22 Tafeln mit Fotos der wichtigsten Funde. Er ist das Resultat der Phase des Ordnen und Auswertens, die – nach der Darstellung Maetzkes – zwischen 1968 und 1975 den Jahren intensiver Ausgrabungstätigkeit folgte.

Christin Osterwalder